

AMERINDIAN RESEARCH

Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland



"NEUE HEILIGE" IN MEXIKO

und das Phänomen ihrer Verbreitung



CHOQUEQUIRAO

Unterwegs zur versteckten heiligen Schwester von Machu Picchu



FASZINIERENDE NASCA-FIGUREN:

Der "Astronaut" ist ein Fischer



SKLAVEN UND KIN-SKLAVEREIEN



DAS PFERD

und die Herausbildung der Plainsindianerkultur



REZENSIONEN | KURZBERICHTE | AUSSTELLUNGEN

Coverbild:

Blackfoot-Indianer zu Pferd (Karl Bodmer, ca. 1834).

Backcover:

Das Foto unten rechts wurde von Monica Paredes, die anderen Bilder von Ute Boewen (s. Beiträge S. 105 – 111) zur Verfügung gestellt.

gedruckt von:

printmanufaktur
Gewerbestraße 21
23942 Dassow
Tel. 0800-3335548
info@printmanufaktur.de

Impressum:

AmerIndian Research. Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland.

ISSN: 1862-3867

Gegründet im Jahr 2005.

Englische Übersetzung der Einleitungen von Robert A. Oeser, Brattleboro, VT (USA). Spanische Übersetzungen von Christian Voggenreiter (sofern nicht von den Autoren mitgeliefert).

Die Preisangabe dieser Zeitschrift (inklusive Versand) gilt für Deutschland.

Verlag:

Dr. Mario Koch (Eigenverlag, nicht im Handelsregister eingetragen), Bergstr. 4, 17213 Fünfseen / OT Rogeez

Tel. 039924-2174 (abends), E-Mail: kontakt@amerindianresearch.de

Homepage: <http://www.amerindianresearch.de>

Herausgeber und Chefredakteur: Dr. Mario Koch

Redaktionsteam: Prof. Dr. Ursula Thiemer-Sachse, Rudolf Oeser

Mitarbeiter: Astrid Karsch, Frank Langer

Satz und Layout: Rudolf Oeser

Redaktionsanschrift:

AmerIndian Research, Dr. Mario Koch, Bergstr. 4, 17213 Fünfseen/OT Rogeez

Copyright beim Verlag. Für gezeichnete Beiträge liegen die Rechte bei den Autoren, ansonsten beim Verlag. Manuskript-
sendungen müssen frei von Rechten Dritter sein. Keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge.

Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert werden. Alle gezeichneten
Beiträge geben die Meinungen bzw. das Sachwissen der Autoren wieder und müssen nicht der Meinung der Redaktion ent-
sprechen.

Bankverbindung:

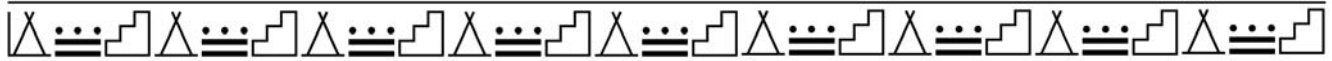
Commerzbank Rostock-Roggentin

Konto 190 99 77 01

BLZ 130 400 00

BIC: COBADEFFXXX

IBAN: DE47 1304 0000 0190 99 77 01



Liebe Leserinnen und Leser,

die Olympischen Winterspiele 2010 sind mittlerweile Geschichte. Es gab viele spannende und aufregende Sportwettkämpfe zu sehen. Und das Maskottchen der Spiele zeigte genauso wie die kulturellen Darbietungen während der Eröffnungsfeier, dass sich Kanada mit der Tatsache auseinandersetzt, dass in seinem Land Menschen leben, die eine ganz besondere Kultur haben, die bereits einige Tausend Jahre alt ist und sich in ebendieser Region entwickelte, wo heute der Nationalstaat Kanada existiert. Dass es zwischen den First Nations, wie sich die indianische Bevölkerung Kanadas nennt, und dem kanadischen Staat noch immer viele Reibungspunkte gibt, dass die First Nations immer noch wie geduldete Bewohner behandelt werden, dass konnten aufmerksame Besucher der Spiele bemerken. Bei der sportlichen Berichterstattung spielte es keine Rolle. Das Thema Menschenrechte spielte eine große Rolle im Zusammenhang mit den Olympischen Sommerspielen in Peking – in Vancouver ließ man dieses Thema lieber außen vor. Warum eigentlich?

Dass es auch in anderen Regionen der Welt ähnliche Probleme gibt, kann man immer wieder lesen. Hilfe und Unterstützung brauchen viele Menschen auf diesem Planeten. Dass es darüber auch die notwendigen Informationen gibt, um das Verständnis für diese Menschen zu fördern, dazu möchten wir auch mit unserer Zeitschrift einen Beitrag leisten.

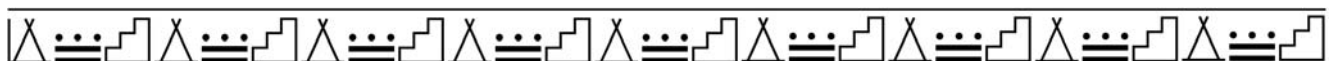
Wir wünschen Ihnen wie immer eine interessante Lektüre und freuen uns auf Ihre Reaktion.

*Ihr Redaktionsteam,
Dr. Mario Koch*

Inhalt:

<i>Rudolf Oeser</i>	Das Pferd und die Herausbildung der Plainsindianerkultur	S. 74
<i>Ursula Thiemer-Sachse</i>	"Neue Heilige" in Mexiko und das Phänomen ihrer Verbreitung	S. 85
<i>Michael Zeuske</i>	Sklaven und Kin-Sklavereien	S. 92
<i>Ute Boewen</i>	Mula, Mula, unterwegs zur versteckten heiligen Schwester von Machu Picchu, nach Choquequirao	S. 105
<i>Monica Paredes García</i>	Choquequirao	S. 109
<i>Jaroslav Klokočník / Karel Pavelka</i>	Nasca, Peru: Der "Astronaut" ist ein Fischer	S. 112
<i>Berichte /Informationen</i>	Kurznachrichten	S. 115
	INDIANER INUIT: Das Nordamerika Film Festival & Beyond	S. 117
	Henry Red Cloud mit Village Earth in Göttingen	S. 122
<i>Rezensionen</i>		S. 123

Außerdem finden Sie Informationen zu aktuellen Ausstellungen.



Das Pferd und die Herausbildung der Plainsindianerkultur

Rudolf Oeser

Kaum ein Klischee ist so verbreitet wie das des berittenen Plainsindianers, der Bisons jagt und in Lederzelten wohnt. Dabei entwickelte und verbreitete sich diese Kultur erst nach der Einführung von Pferden und Gewehren durch die Europäer und prägte nur einen kleinen Teil der Indianerstämme Nordamerikas. Der Beitrag schildert das Vordringen der "Pferdekultur" im Westen Nordamerikas seit dem 17. Jahrhundert und untersucht die gesellschaftlichen Veränderungen, die sich für viele Stämme daraus ableiteten.

Hardly no cliché is so widespread than that of the mounted Plains Indian, who hunts bisons and lives in tents of leather. But this culture did not develop and spread until the Europeans imported horses and firearms and it only left its mark on a small part of the Indian tribes of North America. This article describes the advance of the "horse culture" in the North American West since the 17th century and researches the social changes it brought to many tribes.

Apenas ningún cliché es tan común, como aquel del indio de la pradera a caballo que caza bisontes y vive en tiendas de campaña hechas de cuero. Aunque esta cultura no se desarrolló y se difundió hasta la introducción de caballos y fusiles a través de los europeos. Sólo caracterizó una pequeña parte de las tribus de indios norteamericanos. El artículo expone el avance de la "cultura de caballos" en el oeste de Norteamérica desde el siglo XVII e investiga los cambios sociales que resultaron de la misma para muchas tribus.

Die Landschaft

Die Great Plains, die Großen Ebenen, sind ein ausgedehntes offenes Land zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains. Wie alle Verallgemeinerungen ist auch diese problematisch, da die Landschaft eine Reihe von geografischen Besonderheiten aufweist, die sich nicht ohne weiteres vereinheitlichen lassen. Angesichts gemeinsamer Kulturmerkmale hier verbreiteter indianischer Stämme ist die Definition als Kulturareal "Great Plains" jedoch berechtigt.

Die Großen Ebenen bestehen aus einer östlichen, eher flachen Grassteppe, die im Norden allmählich in eine geschlossene Bewaldung übergeht, während sie im Süden in die Golfküstenebene überleitet. Hier im östlichen Teil gibt es fruchtbare Böden und genügend Flussläufe, die für die Landwirtschaft günstige Bedingungen bieten. In diesen fruchtbaren Präriegebieten finden sich auch schon seit den ersten Jahrhunderten u.Z. frühe Nachweise eines begrenzten Maisanbaus.

Weiter in westlicher Richtung steigt die Landschaft an und wird zunehmend trockener und rauer, bis sie in die Rocky Mountains bzw. die Halbwüstengebiete des Südwestens übergeht. Hier, in den sogenannten High Plains, bot eine Kurzgrassteppe ideale Weidegebiete für Millionen von Bisons. Für die hier lebenden Menschen bestanden nur noch geringe Möglichkeiten, Bodenbau zu treiben. Als sich seit dem 17. Jahrhundert Pferde verbreiteten, bildeten sich in den High Plains die typischen Merkmale des Kulturareals "Great Plains" heraus.

Frühe Kulturen in Plains und Prärie

Die nordamerikanischen Plains sind seit über 10.000 Jahren von einer Jagd- und Sammelwirtschaft treibenden Bevölkerung bewohnt. Etliche damals noch

als Jagdwild beliebte Großsäuger, aber auch die Herden kleiner Urwildpferde starben jedoch am Ende der letzten Eiszeit aus. Dies erforderte von den Menschen eine Umstellung ihrer Subsistenzgewohnheiten. Diese Veränderungen sind archäologisch durch das Auftreten kleinerer Steinspitzen belegt. Jahrtausende lang lebten kleine Menschengruppen in den Ebenen und passten sich dem Wechsel feuchter und trockener sowie wärmerer und kälterer Perioden an.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wurden am Ostrand der Plains jedoch gravierende kulturelle Veränderungen deutlich. Getragen von einer aus östlicher Richtung kommenden Bevölkerung und begünstigt durch klimatische Veränderungen, verbreiteten sich Merkmale des Bodenbaus.

Diese Menschen lebten in dauerhaften Dörfern und mochten sich auch gelegentlich mit der Bisonjagd beschäftigen. Die Landwirtschaft spielte jedoch eine entscheidende Rolle in ihrem Leben. Sie breiteten sich entlang der westlichen Zuflüsse des Missouri-Mississippi-Flusssystemes aus und erreichten ausnahmsweise sogar das Gebiet der High Plains.

Man kann sie als Vorläufer der späteren Präriebauernstämme, wie es z. B. die Caddo waren, ansehen, doch sind keine konkreten Verbindungen zu späteren Bewohnern nachweisbar. Allerdings sind die Caddo-Stämme, die in historischer Zeit die mittleren und südlichen Prärien bewohnten, gute Kandidaten als Nachkommen dieser frühen Präriebewohner, während die siouanischen Stämme wie Osage, Kansa, Ponca u.a. nachweislich nicht infrage kommen.

Weiter nördlich stellte sich die Situation etwas anders dar. Auch hier, wenngleich einige Jahrhunderte später, finden sich direkt am Missouri und östlich davon zahlreiche Nachweise einer sesshaften, Landwirtschaft treibenden Bevölkerung. Die uns wohl-



bekanntesten Mandan und Hidatsa kommen hier auf alle Fälle in die engere Wahl, denn schon Jahrhunderte vor Erscheinen der ersten Europäer lebten sie in dieser Gegend.

Doch auch das Gebiet westlich dieser Bodenbauern war nach wie vor von einer Bevölkerung bewohnt, die sich nur schwer mit späteren Bewohnern in Verbindung bringen lässt.

Erwartungsgemäß gibt es mehr Fragen als Antworten, denn das Verteilungsbild der Bevölkerung der Great Plains war damals ein völlig anderes, als wir es z. B. aus dem 19. Jahrhundert kennen.

Die indianische Bevölkerung im 16. Jahrhundert

Wer aber lebte bei Ankunft der ersten Europäer in Prärie und Plains, und wer lebte am Rande der Ebenen, die von Millionen von Bisons durchstreift wurden?

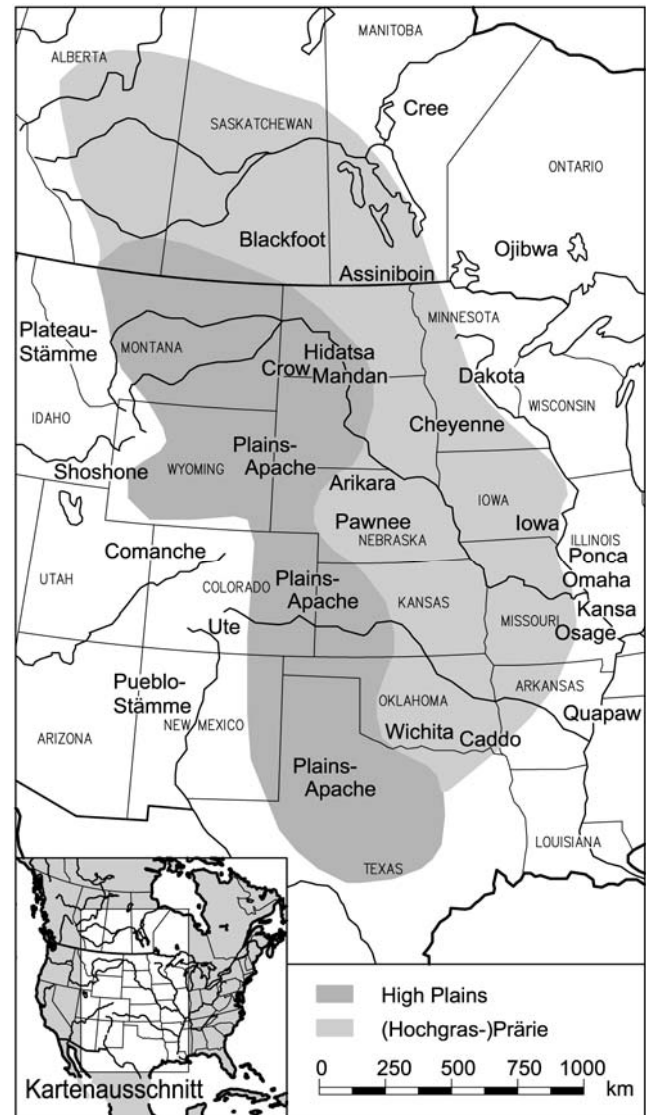
Große Teile der High Plains waren um 1500 von einer athapaskisch sprechenden Bevölkerung, den Plains Apache, wie wir sie heute nennen, besiedelt. Seit wann sie dort lebten, ist unbekannt. Sie mochten dort schon gelebt haben, als die ersten Präriebauern ankamen, die wenig Veranlassung hatten, in den nur punktuell landwirtschaftlich nutzbaren Lebensraum der High Plains weiterzuziehen.

Die Athapasken haben ihren Ursprung zweifelsfrei im westlichen Kanada, doch ist unbekannt, wann ihre Südbewegung einsetzte, denn wir finden sie nicht nur am Ostrand der Rocky Mountains und im Südwesten, sondern auch im nördlichen Kalifornien. Entweder gab es verschiedene Wanderungsrichtungen der Athapasken nach Süden, oder sie sickerten breitflächig ein und wurden später von einer aus südlicher Richtung vordringenden Bevölkerung aufgespalten, die sich dann im Plateaugebiet festsetzte. Aber genau kann man es nicht sagen, denn die gesamte Zeitschiene der Wanderung ist unbekannt.

Ein großer Teil des westlich der Plains Apache befindlichen Gebietes im Great Basin und auf dem südlichen Plateau wurde um 1500 von uto-aztekischen Numic-Stämmen bewohnt. Es handelt sich um Vorfahren der uns aus historischer Zeit bekannten Northern und Eastern Shoshone (Snake), Northern Paiute, Comanche und Ute.

Die Pueblo Stämme lebten damals schon im Südwesten. Von ihnen sind die Tano für uns besonders interessant, denn ausgerechnet die vielleicht damals schon im Norden (in Montana) lebenden Kutenai und Kiowa gehören in ihre Verwandtschaft. Es liegt die Vermutung nahe, dass die Numic-Stämme bei ihrem Vordringen nach Norden einen Teil der Tano abgespalten und vor sich her geschoben haben. Aber das ist spekulativ, es können auch klimabedingte Veränderungen gewesen sein, welche die Vorfahren der Kutenai und Kiowa zu einer eher freiwilligen Nord-

wanderung veranlasst haben. Soviel zur Situation im Westen der Great Plains.



Diese Übersichtskarte soll die ungefähren Wohngebiete indianischer Stämme in den Plains und plains-nahen Gebieten um 1550 veranschaulichen. Es ist zu beachten, dass die aufgeführten Stammesnamen zum einen nicht vollständig sind, zum anderen die Vorfahren der später so genannten Stämme bezeichnen.

Im Osten der Plains und Prärien lebten ganz im Norden die Vorfahren der Blackfoot als Jäger und Sammler. Es gibt auch in diesen nördlichen Ebenen archäologische Nachweise einer frühen Besiedlung, doch ist die konkrete Zuordnung einer historisch identifizierbaren Bevölkerung, z. B. der Plains Apache oder Blackfoot, nicht nachweisbar. Jedenfalls lebten die Blackfoot schon lange wenigstens in der Nachbarschaft der offenen Ebenen, denn ihre zu den Algonkin gehörende Sprache weist auf eine lang zurückliegende Abspaltung von der Mehrheit der Algonkinstämme hin. Ähnliches lässt sich auch von den Arapaho sagen, deren Herkunft noch unsicherer ist.



Auch die südöstlich der Blackfoot, sozusagen im Hinterland der Mandan und Hidatsa / Crow lebenden Cheyenne, gehören zu den entfernteren Algonkin-Sprechern. Sie lebten damals noch in Minnesota von der Landwirtschaft. In südlicher Richtung schlossen sich caddo-spachige Stämme an, welche die Prärien bewohnten. Diese Caddo-Stämme, wie Pawnee (von denen sich die Arikara abspalteten) und Wichita bilden hier gewissermaßen einen Fixpunkt, da wir aus dem 16. Jahrhundert wissen, dass weder Pawnee noch andere Caddo-Stämme der südlichen Prärie seitdem ihre Wohngebiete in entscheidender Weise verschoben haben. Die siouanischen Dorfstämme lebten damals noch weiter südöstlich, etwa im Gebiet des unteren Ohio und am Mississipi.

Sehr verallgemeinernd lässt sich sagen, dass die meisten Stämme, die wir aus späterer Zeit als Bewohner von Plains und Prärie kennen, erst später in dieses Areal eingewandert sind.

Die ersten Pferde

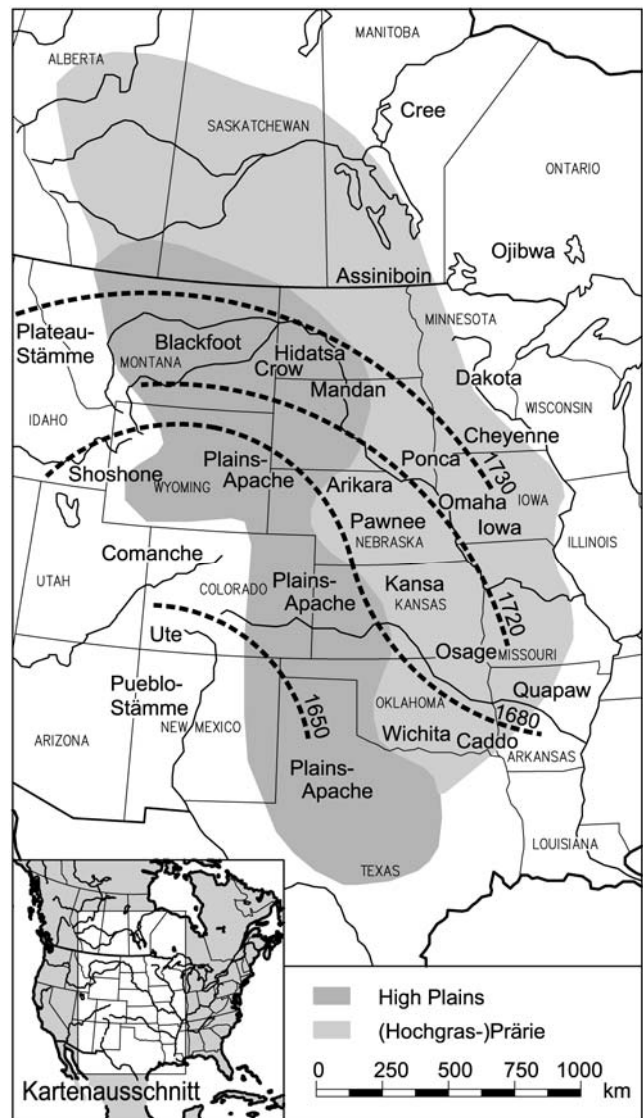
Kurz nach 1540 sahen die Indianer im westlichen Nordamerika die ersten Pferde im Zusammenhang mit den Expeditionen von Hernán de Soto und Francisco de Coronado. Dass die Verbreitung der Pferde schon damals ihren Anfang nahm, lässt sich indes weder nachweisen, noch ist es wahrscheinlich. Tatsächlich gibt es hier im Westen Nordamerikas aus dem gesamten 16. Jahrhundert keinen Hinweis auf Herden verwilderter Pferde oder die Verwendung von Pferden durch Indianer.

Die Situation änderte sich erst im 17. Jahrhundert allmählich, als sich Pferdezüchter spanischer Herkunft in Neumexiko niederließen und ansehnliche Pferdezuchten aufbauten. Ansässige Indianer, v. a. Pueblos oder als Kinder gefangene Ute und Plains Apache dienten hier oft als Dienstpersonal. Flüchtige Angehörige dieser Stämme mochten die Kenntnis des Umgangs mit diesen Tieren zu ihren Stämmen mitgenommen haben. Auch die Pueblo, die aufgrund ihrer konservativen gesellschaftlichen Verfassung und ihrer vordergründig auf Maisbau beruhenden Wirtschaft kaum eine direkte Verwendung für Pferde hatten, erkannten rasch den Handelswert dieser Tiere. Denn die weiter nördlich von Jagd- und Sammelwirtschaft lebenden Stämme interessierten sich stark für die Pferde, die ihnen eine größere Mobilität verschafften und ihnen Vorteile bei der Nahrungsbeschaffung und im Krieg brachten.

So entwickelte sich etwa 1640-1660 das Puebloort Taos zu einem Zentrum des intertribalen Pferdehandels. Während des Puebloaufstandes von 1680 gelangten viele tausend Pferde in den Besitz der Pueblos, welche die Tiere weiterverkauften oder durch Raub an ihre Nachbarn verloren. In der Mitte des 17. Jahrhunderts dürften auch die ersten Wildpferdherden

entstanden sein, die sich dann rasch vermehrten und verbreiteten.

Der Pferdehandel folgte alten, schon bestehenden Tauschhandelsrouten und intensivierte diese. Die Ute verhandelten die Pferde entlang der Ostflanke der Rocky Mountains weiter an die Shoshone, und über die Plains Apache gelangten die Pferde in den offenen Ebenen nach Norden bis zum Missouri und dessen Nebenflüssen. Die Plains Apache, damals oft "Padouca" genannt, scheinen bei der Verbreitung der Pferde zu jener Zeit eine zentrale Rolle gespielt zu haben. Die Wichita haben nach eigenen Angaben durch sie die Pferde kennengelernt.



Die Karte zeigt das systematische Vordringen der Pferde in die Großen Ebenen. Die Stämme sind jeweils dort dargestellt, wo sie mit den Pferden in Kontakt kamen. Im Gegensatz zu älteren Darstellungen, die die Ausbreitung pfeilförmig symbolisieren, wird hier der Darstellung einer eher diffus flächenhaften Ausbreitung der Vorzug gegeben.

Die zeitliche und räumliche Ausbreitung der Pferde im 17. Jahrhundert lässt sich exemplarisch an ver-



schiedenen Beispielen verdeutlichen. So gibt es vor den 1630er Jahren keinerlei dokumentarische Hinweise auf Pferde besitzende Indianer. Das änderte sich aber rasch. So besaßen die Ute zwar schon seit ca. 1640 Pferde, verwendeten diese aber bis in die 1650er Jahre nicht zum Reiten, sondern als Packpferde. Doch bereits um 1690 waren die Hasinai in Texas reich mit Pferden ausgestattet und besaßen je Haushalt vier bis fünf Stück. Ihre weiter nördlich am Red River lebenden Caddo-Verwandten verfügten damals jedoch trotz einer relativ zahlreichen Bevölkerung über insgesamt nur etwa 30 Stück.

Die weiter westlich lebenden Ute waren gegen Ende des 17. Jahrhunderts schon gut mit Pferden ausgestattet und versorgten ihre nördlichen Nachbarn, die Comanche-Shoshone, mit Transport- und Reittieren.

Wie rasch die Bewohner der Ebenen eine "Pferdekultur" entwickelten bzw. sich anpassten, macht ein Bericht von 1687 deutlich, als überlebende Teilnehmer von La Salles-Expedition in Texas berittenen Wichita oder Caddo begegneten, die, mit Lanzen bewaffnet, Bisons jagten. Zweifellos haben die nördlicher lebenden Comanche zu dieser Zeit ein ähnliches Bild abgegeben, doch fehlen diesbezügliche Berichte.

Dass die Übernahme der Pferde und sich damit ausbreitende Kulturmerkmale stark von den Umweltbedingungen abhingen, wird deutlich, wenn man die Indianer im Great Basin betrachtet: So blieb westlichen Gruppen der Ute wie der Shoshone der Zugang zu Pferden verwehrt, da die karge Landschaft die Pferde als Nahrungskonkurrenten der Menschen erscheinen ließ. Die jeweils östlichen bzw. nördlichen Gruppen dieser Stämme bewohnten Gebiete mit günstigeren natürlichen Bedingungen bzw. waren den High Plains, dem Bisonland, benachbart, das optimale Bedingungen für den Einsatz von Pferden bot. Das führte natürlich zu einer starken inneren Differenzierung der betreffenden Stämme. Deutlich wird ebenfalls, dass jene Gruppen, die den frühen Anschluss an die "Pferdekultur" verpassten, auch für die Zukunft grundsätzlich benachteiligt blieben.

Die Verbreitung der Pferde im 18. Jahrhundert

Während man das 17. Jahrhundert als die Zeit der Einführung des Pferdes in den westlichen Ebenen ansehen muss, war das 18. Jahrhundert die Zeit der allgemeinen Verbreitung und umfangreicher Bevölkerungsverschiebungen. In den nördlichen Plains und auf dem Plateau, also nördlich der Wohngebiete der Shoshone, scheinen die Jahre zwischen 1720 und 1730 von entscheidender Bedeutung gewesen zu sein. Weder Blackfoot noch die westlich von ihnen lebenden Plateaustämme, ebenso wenig die östlich lebenden Assiniboin, hatten um 1720 Kenntnis von Pferden. Da sie im 18. Jahrhundert mit Händlern der Hudson Bay Company in lockerer Verbindung standen, sind wir

über den kulturellen Umbruch in jener Zeit recht gut informiert. Die erste Begegnung der Blackfoot und ihrer Nachbarstämme mit Pferden scheint ziemlich genau um 1730 erfolgt zu sein, doch dann verbreiteten sich die Tiere rasch, und schon um 1750 wird von Händlern berichtet, dass diese Stämme Reitpferde benutzten. Die Sarcee übernahmen die Pferde vielleicht als letzte etwa 1780.



Gros Ventre auf einem Pferd mit Transportschleife (Travois); (Foto von Edward S. Curtis, um 1908).

Um 1720 waren mehrere Stämme der südlichen Plains vollständig beritten, so die Comanche, während von den Maisbau treibenden Pawnee erwähnt wird, dass zwei ihrer Dörfer im Jahr 1719 gerade 300 Pferde besaßen, also weniger als eines für jeden Mann. Die Ponca, die Anfang des 18. Jahrhunderts den Mississippi überquerten, hielten die Comanche für ihre Lehrmeister bei der Einführung der Pferde. Zur gleichen Zeit (1724) wird von den Kansa berichtet, dass eine ihrer Gruppen von über 1.000 Menschen kein einziges Pferd besaß, während andere Gruppe schon über einige verfügten..

Pferdeerwerb durch Fang, Handel und Raub

Spätestens an dieser Stelle soll genauer betrachtet werden, wie die Plains-Stämme ihren Bestand an Pferden erwarben und vergrößerten. Im Grunde gab es drei Möglichkeiten, zu Pferden zu gelangen: das Fangen und Zähmen von Wildpferden, der Erwerb durch Tauschhandel sowie der Pferderaub. Alle drei Methoden wurden praktiziert.

Das Fangen von Wildpferden, die sich seit dem 17. Jahrhundert verbreiteten, war bei den südlichen und mittleren Stämmen üblicher als im Norden, da die Herden dort häufiger und in größerer Zahl verbreitet waren – bedingt durch das milde Klima, das in den südlichen Ebenen die besseren Überwinterungsmöglichkeiten bot. Bereits 1715 schrieb ein französischer Händler, die südlichen Ebenen seien von Wildpferden überlaufen. Die Pferde waren entsprechend ihrer unterschiedlichen Herkunft farblich

durchmischt und boten malerische Anblicke. Es fanden sich weiße, braune, schwarze, graue und gescheckte Pferde. Insgesamt waren diese verwilderten Tiere etwas kleiner als jene Pferde, die direkt aus spanischer Züchtung stammten.



Wildpferde beim Spiel (Gemälde von G. Catlin, um 1835).

Das Fangen von Pferden, die im freien Leben sehr scheu waren, konnte nur mit einem guten Pferd erfolgen. George Catlin beschreibt uns dies anschaulich aus der Zeit um 1835. Man musste sich allmählich der Herde nähern, um sie dann, wenn die Tiere die Flucht ergriffen, in vollem Tempo zu verfolgen, das gewünschte Tier abdrängen und den Rohhaut-Lasso über den Hals des Pferdes werfen. Dann wurde das Tempo gebremst, bis auch das gefangene Tier aus Luftmangel matt und langsamer wurde. Der Jäger sprang dann von seinem Reitpferd und folgte zu Fuß, das Lasso festhaltend, dem schon um Luft ringenden Tier, das schließlich niederstürzte, noch eine Weile ausschlug und dann aufgab. Der Jäger fesselte die Vorderfüße des Pferdes und schlang das Lasso um die untere Kinnlade des Pferdes. Schließlich musste das Pferd noch an seinen neuen Herrn gewöhnt und als Reit- oder Packtier abgerichtet werden.



Überwinden eines Wildpferdes (Gemälde von G. Catlin, um 1835).

Eine weitere Methode, zu Pferden zu gelangen, war der Tauschhandel, der den traditionellen Handelsrouten folgte und sich an bestimmten Punkten in Form

regelrechter Tauschmessen konzentrierte. Solche Handelszentren waren im Südwesten z. B. die Pueblos Taos und Pecos, wo ansässige indianische und spanische Händler auch mit Ute und Comanche Handel trieben. Die Unbefangenheit, mit der gelegentlich Comanche-Gruppen selbst kurz nach gewalttätigen Zusammenstößen in Taos erschienen, um friedlichen Handel zu treiben, verblüffte die Spanier und Mexikaner mehrfach. Die Shoshone als wichtige Pferdezweihändler versammelten sich jährlich im südwestlichen Wyoming und wurden dort auch von Plateaustämmen wie Flathead, Nez Percé und Yakima besucht. Sie handelten auch in The Dallas, etwas weiter nordwestlich, mit Plateaustämmen und Bewohnern der südlichen Nordwestküste. Auch im Nordosten des Plains-Gebietes gab es jährliche Messen, so am James River in Minnesota und bei den Mandan und Hidatsa am oberen Missouri.

Der Händler Charles Mackenzie erlebte 1805 ein solches Handelstreffen der Hidatsa mit den Crow, die mit 300 Zelten (also etwa mit dem halben Stamm) angereist waren. Allein am ersten Tag zur "offiziellen Begrüßung" wurden neben vielen anderen Artikeln 200 Gewehre mit je 100 Schuss Munition seitens der Hidatsa und 250 Pferde und zahlreiche Bisonfelle durch die Crow gegenseitig präsentiert. Neben diesen von der gesamten Gemeinschaft organisierten Großtauschaktionen gab es bei solchen Treffen natürlich unzählige private Tauschgeschäfte. Auch die Mandan beteiligten sich an Treffen mit den Crow, während z. B. die Cheyenne vergleichbare Handelsbeziehungen mit den Arikara pflegten.

Die Pferdepreise schwankten natürlich regional, zeitlich und in Abhängigkeit von der Qualität der Pferde erheblich. Eine aus dem Jahr 1793 stammende spanische Auflistung von Geschenken, die für die Comanche bestimmt waren, verzeichnete für ein Pferd den Preis von 6 Peso, ein Maultier 20 Peso und ein Pfund Schießpulver $4\frac{1}{2}$ Reales. Gewehre waren in der Aufstellung nicht enthalten. (8 Reales ergaben 1 Peso, waren und entsprachen damals etwa 1,6 Dollar.) Eine ähnliche spanische Geschenkliste aus gleicher Zeit, mit der man die Freundschaft der Pawnee gewinnen wollte, gab für eine Muskete 8 Pesos, für ein Pfund Kugeln 1 Peso und für ein Pfund Pulver $1\frac{1}{4}$ Pesos an.

Im Handel zwischen den Northern Shoshone und den Nez Percé (wohl um 1870) lag der Preis für ein Pferd wahlweise bei zwei Bärenfellen, zehn Schaffellen, drei Hirschhäuten bzw. vier Beuteln Lachs. In verschiedenen Quellen wird der Preis für ein Pferd mit 10-15 Bisonfellen bzw. mit einem Gewehr angegeben. Bei den Crow galten zehn gute Pfeile im Wert soviel wie ein Pferd.

Pferde waren also Wertgegenstände und als solche den Begehrlichkeiten der Nachbarn ausgesetzt. So diente der Pferderaub zwischen den Stämmen sowohl

der Anschaffung von Pferden als auch dem Erwerb von kriegerischem Prestige. Außer im Winter waren nun ständig Kriegergruppen unterwegs, die das Land in einen permanenten Kriegszustand versetzten. Entweder wurde versucht, Pferde zu rauben, oder es galt, für den Tod oder die Verschleppung des einen oder anderen Stammesangehörigen Rache zu üben. (Neben dem Pferderaub spielte insbesondere in den südlichen Teilen der Plains der Raub und Handel von Menschen, meist Frauen und Kindern, die man eingefangen hatte, um sie als Sklaven in Richtung Mexiko zu verkaufen, eine Rolle.)

Die Veränderung der Lebensgrundlagen

Pferde und Gewehre bildeten eine optimale Kombination, die das Leben in den Plains attraktiv machte.

Die hochgelegenen Ebenen wurden vor der Einführung der Pferde von einer dünnen Bevölkerung, vorzugsweise Plains Apache, bewohnt, die an günstigen Stellen einen bescheidenen Feldbau trieben, ansonsten aber von der Jagd- und Sammelwirtschaft lebten. Schon im 16. Jahrhundert berichteten die ersten Spanier von den konischen Lederzelten, die jedoch kleiner und deutlich unkomfortabler als jene waren, die sich später verbreiteten und die wir von Beschreibungen, Gemälden und Fotos aus dem 19. Jahrhundert kennen. Denn die Zeltstangen und die Lederplanen mussten von den Hunden geschleppt werden.

Häufige Hungerperioden und die Belastungen des täglichen Lebens sorgten für eine hohe Kindersterblichkeit, so dass die frühen Plainsbewohner ein wenig komfortables Leben führten.



"Sioux" bei der Wanderung. Das Bild zeigt sowohl Pferde als auch Hunde, die als Tragtiere eingesetzt werden (Gemälde von G. Catlin, um 1838).

Als man Pferde für die Bisonjagd und als Transporttiere verwenden konnte, verbesserte sich die Situation für die Nomaden deutlich. Man konnte nicht nur eine größere Anzahl Bisons erlegen, die Pferde waren auch imstande, längere Zeltstangen zu transportieren. Die Zelte wurden größer, der Wohlstand stieg. Und

man war imstande, auf den Pferdetravois altersschwache, kranke und verletzte Angehörige von einem Lagerplatz zum anderen mitzunehmen. Vorher wurden diese Menschen häufig in der Ebene zum Sterben ausgesetzt – eine tragische Situation. Ein Pferd war als Transporttier etwa achtmal so leistungsfähig wie ein Hund.

Die Lebensgewohnheiten änderten sich mit der Einführung der Pferde rasch. Man war mobiler geworden, konnte Gefahren ausweichen, neue Nahrungsquellen erschließen.

Der bescheidene, gelegentliche Bodenbau wurde aufgegeben, die bis dahin "armseligen" Plains Apache wurden zu den ersten berittenen Bisonjägern. Es war nun leichter, sich den Bisonherden zu nähern und sie zu jagen. Es gab mehr Häute, die von Pferden transportierten Zeltstangen wurden länger, die Zelte größer und angenehmer. Man konnte sich mehr Utensilien, Kleidung und Vorräte anschaffen.

Auch die östlichen Präriestämme, z. B. die Pawnee, die in festen Dörfern lebten und Landwirtschaft betrieben, verwendeten Pferde, die sie in die Lage versetzten, in bestimmtem Rhythmus auf Bisonjagd zu gehen. Außerdem profitierten diese nunmehr halbsesshaften Stämme vom sich intensivierenden intertribalen Handel.

Um die besonders wertvollen Pferde, die für die Bisonjagd abgerichtet waren oder im Krieg gebraucht wurden, besser unter Kontrolle halten und rascher einsetzen zu können, band man diese im Lager oft vor den Zelten des Besitzers an. Die sesshaften Stämme, wie die Mandan, Arikara und Pawnee teilten in ihren Hütten Bereiche ab, in denen sie ihre wertvollsten Pferde unterbringen konnten.

Die Zahl der Pferde, die die einzelnen Stämme besaßen, war unterschiedlich. Von den Kiowa heißt es, dass eine durchschnittliche Familie von fünf erwachsenen Personen zehn Packpferde, fünf Reittiere und zwei bis fünf Pferde für die Bisonjagd besaß. Die Besitzunterschiede waren jedoch groß, da manche Familien fast keine, andere 50 oder mehr Tiere besaßen. Es war allgemein üblich, seine Pferde an ärmere Stammesangehörige zu verleihen, was das Prestige des Gebers erhöhte. Ein Agent schätzte 1855, dass die 300 Familien der Southern Arapaho rund 15.000 Pferde besaßen, was pro Erwachsener etwa sieben Stück gewesen wären. Vielleicht übertrieben, vermittelt es doch einen Eindruck vom Pferdereichtum der Plains-Stämme im 19. Jahrhundert. Ein Crow-Dorf von 3.500 Menschen verfügte in den 1880er Jahren über 15.000 Pferde.

Die Blackfoot waren, obwohl die Herren der nördlichen Plains, durchaus ärmer mit Pferden ausgestattet. Während die eigentlichen Blackfoot und die Blood je Zelt nur etwa fünf Pferde besaßen, hatten die Piegan, der südlichste ihrer Stämme, etwa zehn je Zelt und

Familie. Aber auch hier war der Besitz sehr unterschiedlich verteilt. In den 1860ern besaß ein Piegan mit dem vielsagenden Namen "Many Horses" die stattliche Zahl von etwa 500 Stück.

Unter den Assiniboin waren die Pferde vergleichsweise am geringsten verbreitet. 1830, also zum Höhepunkt der Plainskultur, sollen sie nur zwei Pferde je Zelt besessen haben. Die Situation der Plains Cree und Plains Ojibwa dürfte nicht wesentlich besser gewesen sein, da sie durch die Blackfoot und Lakota vom Hauptverbreitungsgebiet der Pferde abgeschnitten waren.

Mitunter wurde argumentiert, die Maisbauernstämme hätten es nicht so gut wie die Jägernomaden verstanden, das Pferd in ihr Wirtschaftsleben einzu beziehen. Das ist jedoch nicht sehr überzeugend, da auch die Maisbau treibenden Stämme der Prärie sich aktiv an der Anschaffung von Pferden beteiligten und mit ihrer Weiterverbreitung befassten.

Die sesshaften Stämme hatten ein ganz anderes, schwerer wiegendes Problem: Die Bevölkerung in den permanenten und dicht besiedelten Dörfern hatte entsetzliche Bevölkerungsverluste hinzunehmen, als sich nach Ankunft der Europäer Epidemien von Pocken, Masern und anderen Krankheiten verbreiteten.

Die Pawnee waren fest in den euro-amerikanischen Pelzhandel integriert und ohne umfassende Nutzung des Pferdes für die Bisonjagd wäre es ihnen kaum möglich gewesen, noch in den späten 1820er Jahren jährlich ca. 20.000 Bisonfelle in den Handel zu bringen. Ihre Bevölkerungszahl betrug nach einer Schätzung Anfang des 18. Jahrhunderts rund 2.000 Familien, also über 10.000 Menschen. Kurz nach 1800 waren sie noch reichlich 6.000 und Mitte des 19. Jahrhunderts noch 4.500. – Eine Zahl, die sich weiter verringerte.

Auch andere sesshafte Stämme erlitten schwere Verluste und einen permanenten Bevölkerungsrückgang. Die südlich der Pawnee lebenden Caddo-Stämme starben fast vollständig aus. So dürften die Hasinai Anfang des 17. Jahrhunderts etwa 3.000 Menschen gezählt haben. Anfang des 19. Jahrhunderts waren sie noch kaum 1.000 und um 1850 weniger als 500. Die Kadohadacho zählten um 1700 schätzungsweise 2.000 Menschen, 1805 noch etwa 800 und Mitte des 19. Jahrhunderts weniger als 500.

Auch im Norden litten die am Missouri lebenden sesshaften Stämme in ähnlicher Weise. Die Mandan zählten um 1780 etwa 3.500 Menschen, 1805 noch 1.250 und wenig später starben sie fast völlig aus. Die benachbarten Hidatsa waren um 1780 etwa 2.500 Menschen, 1805 noch reichlich 2.000 und Mitte des 19. Jahrhunderts einige Hundert.

Diese Zahlenangaben sind hier nur exemplarisch angeführt, doch existiert ein umfangreiches statistisches Material, das den Bevölkerungszusammenbruch der halb sesshaften Stämme dokumentiert. Auch die noma-

disierenden Stämme im Westen litten gelegentlich schwer unter den Seuchen, doch waren sie aufgrund ihrer stärkeren Isolation vielleicht seltener betroffen, und es gelang ihnen leichter, sich von den Seuchen zu erholen. Wären die katastrophalen Seuchen nicht gewesen, hätte die Verteilung der Stämme in den Plains im 19. Jahrhundert vielleicht anders ausgesehen.

Kulturwandel

Das Pferd und die Möglichkeiten, die das Leben in den Plains bot, überzeugten viele Stämme, ihr angestammtes Leben wenigstens teilweise aufzugeben oder ganz auf die Plains überzusiedeln.

Die Bisonjagd war bis zur Einführung des Pferdes eine mühselige, gefährliche und aufwändige Angelegenheit. Zum einen war man relativ unbeweglich und musste warten, bis die Bisons sich dem Lager genähert hatten. Dann konnte man sich anschleichen und abseits grasende Tiere erlegen. Aber diese eher zufälligen Erfolge bildeten nicht die Lebensgrundlage.

Wo genügend Holz vorhanden war, baute man Pferche, in die man kleinere Herden zu treiben versuchte, um sie dort abzuschlachten. Oder es gelang, die Bisonherden in Panik zu versetzen, so dass sie in eine vorgegebene Richtung flohen und an bestimmten Stellen in steile Abgründe stürzten. Dort konnte man noch lebende, aber verletzte Tiere töten. Diese Jagdmethoden sind historisch belegt, da sie auch nach Einführung des Pferdes bis Ende des 18. Jahrhunderts gelegentlich praktiziert wurden.

Diese Jagdmethoden setzten ein organisiertes Zusammenwirken von Treibern und Jägern voraus, das die individuellen Möglichkeiten einschränkte und eine strenge Disziplin erforderte. Die Bisons wurden gemeinsam gejagt, und der Erfolg ließ sich bestenfalls dem leitenden Häuptling, nicht aber dem individuellen Jäger zuordnen.

Der Besitz von Pferden änderte daran einiges. Zwar gab es nach wie vor polizeiähnliche Gesellschaftsstrukturen, die verhinderten, dass einzelne, besonders ehrgeizige Jäger womöglich die für das ganze Dorf wichtigen Herden vertrieben, aber die Jagdergebnisse, obwohl gemeinsam durchgeführt, ließen sich nun dem Geschick jedes einzelnen Jägers zuordnen.

Man kann bei den berittenen Jägern zwei Jagdmethoden unterscheiden: Das Einkreisen der Bisonherde und die Paralleljagd. Beim Einkreisen, das vielleicht an ältere Jagdmethoden anknüpft, umritten die Jäger eine kleinere Herde und versuchten sie in eine kreisförmige Rotation zu versetzen, während sie vom äußeren Rand des Kreises aus systematisch Einzeltiere herauschossen. Die meisten Stämme waren im 19. Jahrhundert jedoch zur Paralleljagd übergegangen. Die Jäger näherten sich auf ihren speziell hierfür abgerichteten Pferden schräg von der Seite den auf-

gescheuchten, vorwärts stürmenden Bisons, bis eine Position geringster Entfernung erreicht war und das verängstigte Pferd zur Seite ausbrach. Der Jäger musste diesen Punkt abpassen und den Pfeil abschießen, da das Pferd, unabhängig davon ob der Jäger den Pfeil abgeschickt hatte, zur Seite galoppierte, um aus sicherer Position einen neuen Näherungsversuch zu wagen. Interessant ist, dass sich die Gewehre bei der Bisonjagd kaum durchsetzen konnten, vielleicht weil sie zu unhandlich und auf dem Pferderücken schwer nachzuladen waren.



Bisonjagd mit Bogen und Lanze (Gemälde von G. Catlin, um 1833).

Das Pferd bestimmte das tägliche Leben der Plains-Stämme, doch war die Zeit seit der Einführung zu kurz, um angemessenen Einzug auch in die geistige Kultur zu finden. So suchen wir vergebens nach Pferden als Clanschutztieren oder Schutztieren der zahlreichen "Gesellschaften", die die Plains-Gesellschaft gliederten und strukturierten. Interessant ist hier, dass eine Gesellschaft der Shoshone, die als Stamm zu den ersten Pferdebesitzern zählten, diese Tiere in den Mittelpunkt des Big Horse Dance stellten. Aber das war, wie gesagt, eine Ausnahme.

Umso wichtiger war das Pferd im täglichen Leben, z. B. bei der Eheanbahnung. Pferde spielten bei den Brautgeschenken im gesamten Plains- und Präriegebiet eine zentrale Rolle, mitunter wurden 15 oder mehr Pferde den Eltern einer Braut übergeben. Besonders ehrenvoll für die Braut war es, wenn sich darunter gestohlene Pferde befanden, die man unter Lebensgefahr erworben hatte. Da es vielfach, so bei den Arapaho, auch Gegengeschenke in angemessener Höhe gab, kann man kaum von einem "Brautkauf" sprechen.

Die Ausstattung der Pferde mit Sätteln, Steigbügeln, Halftern usw. wurde von den Spaniern übernommen, jedoch eigenen Möglichkeiten und Bedürfnissen angepasst. Da nur die wenigsten indianischen "Pferdebesitzer" in der Entstehungszeit der Plainskultur überhaupt je einen berittenen Spanier gesehen

hatten, war diese eigene Anpassung auch unvermeidlich.

Die Legende von den sattellosen Reitern der Plains mag daher kommen, dass die Sättel der Männer nur sehr flach gestaltet und kaum zu bemerken waren. Die Frauen hatten indes Sättel, die durch den hohen Knauf stärker den spanischen Vorbildern entsprachen. Sie bestanden aus zusammengebundenen, mit Leder überzogenen mehrteiligen Holzrahmen. Die Steigbügel waren nur Rohhautschlaufen, das Zaumzeug kaum mehr als ein um die Kinnlade des Pferde befestigtes Lederhalfter. Sporen fanden keine Verwendung, dafür aber Lederpeitschen. Es gab Decken und Satteltaschen eigener Machart.



Berittener Blackfoot (Zeichnung von Maximilian zu Wied, 1833).

Gesellschaftlicher Strukturwandel

Mit der Wanderung in die Plains änderte sich die gesellschaftliche Struktur der Stämme und wurde den veränderten materiellen Bedingungen angepasst.

Je stärker sich die Merkmale von sesshaftem Bodenbau zu nicht sesshafter Bisonjagd bewegten, desto stärker verschoben sich gesellschaftliche Strukturen.

Die Stammesstruktur sesshafter / halbsesshafter und nomadisierender Stämme unterschied sich deutlich. Die sesshaften Stämme mit ihrer Kombination aus Landwirtschaft und saisonbedingter Bisonjagd lebten in permanenten Dörfern und hatten eine ausgeprägte Clanstruktur und ein fest gefügtes Häuptlingstum.

Bei den nomadisierenden Stämmen war dies anders. Die Spezialisierung auf den Bison führte dazu, dass sich große Teile des Stammes nur im Sommer für einige Wochen versammelten, ihre religiösen Zeremonien, z.B. den Sonnentanz, abhielten, gemeinsam Bisons jagten, Eheschließungen arrangierten usw. Dann

trennte man sich, bis man in immer kleineren Gruppen, den "Bands", in die Winterquartiere ging. Man folgte damit auch dem Jahreszyklus der Bisons, die im Sommer riesige Herden bildeten, sich im Winter aber in kleinere Gruppen aufspalteten. Auch die Versorgung der Pferde zwang die Stämme, ihre jährlichen Treffen nicht gar zu lange auszudehnen.

Clanstrukturen, die eine größere Menschenzahl im Stamm voraussetzten, finden wir daher vor allem bei den sesshaften Dorfbewohnern. Hingegen hatten zehn der zwölf typischen Plains-Stämme keine Clanstruktur bzw. diese in der Übergangszeit zum Nomadentum aufgegeben.

Offenbar haben z. B. die Arapaho und Cheyenne, die im 18. Jahrhundert den Maisbau zugunsten der Bisonjagd vollständig aufgaben, binnen weniger Jahrzehnte ihre frühere Clanstruktur verloren. Bei den Crow und den noch teilweise sesshaften Pawnee hat man einen Verfall der Clans und eine Verschiebung der gesellschaftlichen Strukturierung in Richtung des "Band"-Systems beobachtet. Auch die Lakota dürften erst mit der Etablierung in den Plains die Clans verloren haben.

An die Stelle der Clans, die den Stamm vorher gesellschaftlich gliederten, traten nun so genannte "Gesellschaften", die im Gegensatz zu den Clans nicht auf verwandtschaftlichen Bindungen beruhten. Meist waren diese Gesellschaften altersstrukturiert, so dass eine Person normalerweise eine festgelegte Reihe von Gesellschaften durchlief. Parallel zu diesen Altersgesellschaften gab es jedoch für Männer auch Kriegergesellschaften, deren Zugehörigkeit bestimmte Verdienste voraussetzte. Vergleichbare Gesellschaften gab es auch bei den Frauen, obwohl die zeitgenössischen Beobachter sich für dieses Thema weniger interessierten, so dass die diesbezüglichen Informationen weniger umfangreich sind. Trotz gemeinsamer Merkmale, bestimmt durch eine ähnliche Lebensweise, unterschieden sich die Gesellschaften der einzelnen Plains-Stämme sowohl in den Namen als auch in ihren Funktionen.

Bei den sesshaften Stämmen, die in größeren Lokaleinheiten zusammenwohnten, gab es ein ganzjährig präsent, traditionelles Häuptlingstum. Die Häuptlinge wurden meist aus bestimmten Familien gewählt und waren ganzjährig im Amt. Die Nomaden hatten die meiste Zeit des Jahres hingegen nur die Anführer ihrer "Band", während der den gesamten Stamm erfassende Einfluss der traditionellen Häuptlinge allenfalls bei den sommerlichen Treffen von Bedeutung war.

Das Häuptlingstum tendierte bei den nomadisierenden Stämmen dazu, besonders fähige Anführer parallel zu den traditionellen Häuptlingen gleichermaßen anzuerkennen.

Die Rolle dieses Anführers beruhte einerseits auf dem Geschick, Konflikte innerhalb der Gruppe auszugleichen, und andererseits auf der Fähigkeit, die

Wanderung und Versorgung der Gruppe zu organisieren. Er war keine durch Wahl oder Familienherkunft autorisierte Person. Bei den Blackfoot gab es formelle Häuptlinge, doch auch hier beschränkte sich ihre Bedeutung auf die wenigen Wochen des sommerlichen Zusammentreffens der Stammesmehrheit. Dann war er günstigenfalls wieder Band-Führer.

Eine ausgeprägtere Form des Häuptlingstums innerhalb der Bands hat sich bei den Arapaho und Cheyenne erhalten, so dass man mit Verallgemeinerungen vorsichtig sein muss. Die gesellschaftlichen Umbrüche vollzogen sich bei den einzelnen Stämmen also in unterschiedlichem Tempo.

Vor diesem etwas diffizilen Hintergrund ist die etwas vereinfachte Darstellung vom Friedens- und Kriegshäuptling, die sich gelegentlich findet, zu sehen. Ein Kriegshäuptling war normalerweise keine festgelegte Einzelperson, sondern dies konnte situationsbedingt wechseln. Er musste in jedem Fall ein führendes Mitglied einer Kriegergesellschaft sein, sich durch kriegerische Leistungen ein entsprechendes Ansehen erworben haben.

Der hohe Stellenwert des kriegerischen Elements äußert sich auch darin, dass eine erfolgreiche Karriere als Kriegshäuptling Voraussetzung für eine spätere Wahl zum "Friedenshäuptling" war. Der berühmte Cheyenne-"Häuptling" Roman Nose war genau genommen lediglich ein Kriegsanhänger gewesen, wäre aber später wahrscheinlich zu einem regulären Häuptling gewählt worden. Sein früher Tod hat das aber verhindert.

So war der Bandanführer nur praktischer Organisator des täglichen Lebens, und auch die Kriegshäuptlinge übten nur während eines Kriegs- oder Pferde-raubzuges eine wirkliche Autorität aus.

Dynamische Kulturmerkmale

Eines wird deutlich: Die Plainskultur war keine statische Erscheinung, die entstand und dann über einen gewissen Zeitraum existierte, sondern befand sich während der gesamten Zeit in ständiger rasanter Veränderung. Die Stämme selbst wandelten sich, änderten ihre Wohngebiete, spalteten sich auf, gingen Allianzen ein. Die gesellschaftliche Verfassung änderte sich mit den veränderten Lebensbedingungen. Aufschwung, Wandel und Untergang der typischen Kulturmerkmale erlebten bei einigen Stämmen einen Blitzdurchlauf von nur etwa 150 Jahren.

So wundert es nicht, dass die Plainskultur viele individuelle Merkmale aufwies, die sich nicht verallgemeinern lassen. Zu unterschiedlich war die Herkunft der einzelnen Stämme, die ihr Leben binnen weniger Jahrzehnte vollständig auf die bis dahin mitunter unbekannte Bisonjagd umstellten. Wir finden neben der Bisonjagd und der Nutzung der Pferde kaum ein Kulturmerkmal, das sich in gleicher Weise in den gesamten Plains verbreitet fand. Selbst die optisch so

übereinstimmend erscheinenden Lederzelte, die wir heute gern mit dem Lakotawort "Tipi" bezeichnen, unterschieden sich von Stamm zu Stamm hinsichtlich der Zeltstangenkonstruktion etwas.

Die Neuankömmlinge brachten auch ihr Familienverständnis mit in die Plains: wie war man miteinander verwandt, gehörte ein Kind in die Familie der Mutter oder des Vaters, zog ein Mann nach der Heirat zur Frau oder umgekehrt, durfte der Mann mit seiner Schwiegermutter sprechen oder war ihm dies verboten? Viele Fragen und Antworten, aber keine Einheitlichkeit.

Auch optisch unterschieden sich die Plains-Stämme voneinander. Unser heutiges Bild wird vor allem vom Erscheinungsbild der nördlichen Stämme geprägt. Die Kleidung der südlichen Plains-Stämme hatte deutlich europäischere Merkmale, was wohl auf den langen spanischen Einfluss zurückzuführen ist, der sich gleichzeitig mit den Pferden ausbreitete und sich nach Norden abschwächte. Die berühmten Federhauben, bekannt von Gemälden und Fotografien, die heute ein fester Bestandteil panindianischer Traditionspflege sind, fanden sich nur in den nördlichen bis mittleren Plains verbreitet. Weiter südlich wurden allenfalls einzelne Federn verwendet. – Und selbst im Norden gab es von Stamm zu Stamm unterschiedliche Macharten, so dass man Federhauben z. B. der Lakota, Blackfoot oder Crow normalerweise durchaus unterscheiden kann.

In ihrer geistigen Kultur, für den heutigen Betrachter äußerlich nicht erkennbar, blieben sie noch lange ihrer Herkunft verpflichtet, obwohl sich bestimmte gemeinsame Merkmale wie der sogenannte Sonnentanz verbreiteten. Für die Comanche hatte diese Zeremonie jedoch keine Bedeutung, und sie veranstalteten ihren ersten Sonnentanz erst in den 1870er Jahren an der Schwelle zum Reservationsleben. War er für die Lakota eine Zeremonie von zentraler Bedeutung, kannten ihn zwar auch die Cheyenne, für die aber andere Zeremonien, z. B. die Verehrung der heiligen Bisonhaube bei den nördlichen Gruppen und die Pfeilzeremonie bei den südlichen Gruppen der Cheyenne wichtiger waren.

Die sprachliche Verschiedenheit der Plains-Bewohner ist an anderer Stelle schon angedeutet worden. Tatsächlich unterschieden sie sich nicht nur in den Dialekten, sondern wir finden eine Reihe definitiv verschiedener Sprachen. Das Bedürfnis selbst verfeindeter Stämme, sich gelegentlich zu verständigen, begünstigte natürlich die Verbreitung der so genannten Zeichensprache, die wir in dieser ausgeprägten Form nur in den Ebenen finden. Mit Mimik, Hand- und Fingerbewegungen konnten sich die Plains-Stämme problemlos verständigen, wobei die Zeichensprache im Norden nach mancher Meinung vergleichsweise schwächer ausgeprägt war. Das mag mit der sprachlichen Gliederung der Plains- und Präriestämme in Ver-

bindung stehen. Bei genauerer Betrachtung sprachlicher Verwandtschaften werden sowohl Zusammenhänge als auch Unterschiede zwischen den Stämmen deutlich.

Die Ausbreitung von Feuerwaffen

Während sich die Pferde seit etwa 1640 von Süden nach Norden ausbreiteten und die Lebensweise der Menschen revolutionierten, setzte wenig später eine eher gegenläufige Bewegung ein: die Ausbreitung der Feuerwaffen. Obwohl die Indianer südlich des Arkansas schon im 17. Jahrhundert in geringer Zahl Gewehre besaßen, wurden die nördlicheren Stämme weit rascher und umfassender mit Gewehren ausgestattet. So sorgte der Pelzhandel der Hudson Bay Company schon früh im 18. Jahrhundert für eine weite Verbreitung von Gewehren in den an die nördlichen Wälder angrenzenden Plains-Gebieten.

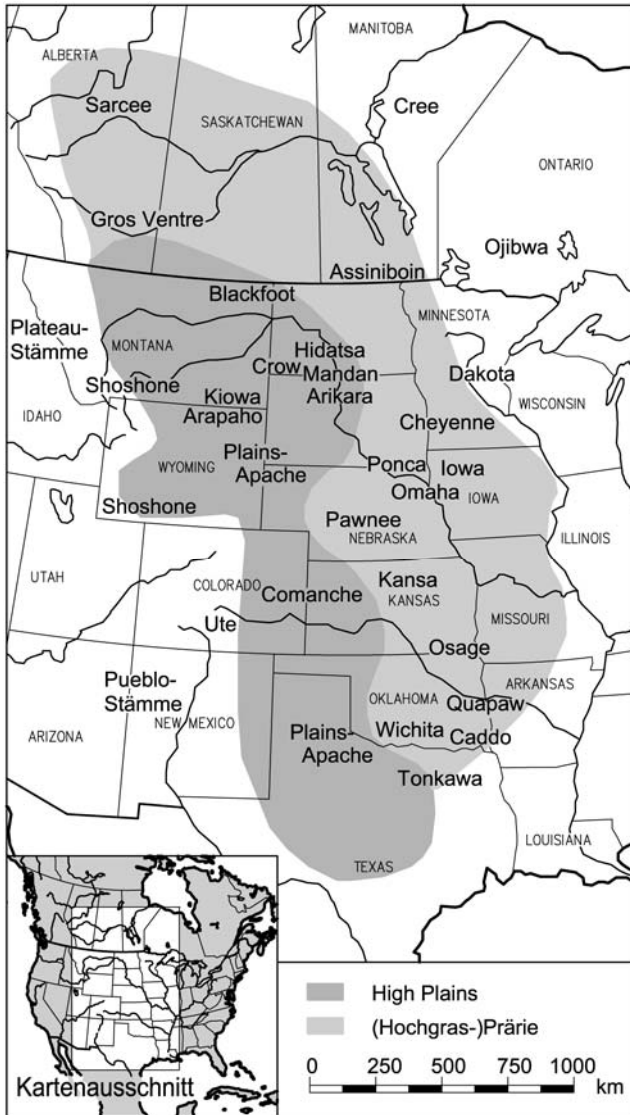
Der Vorteil, den die bis dahin berittenen und beweglichen Shoshone gegenüber den nördlichen Stämmen hatten, wurde durch den Besitz von Gewehren in Händen ihrer Feinde rasch neutralisiert. Waren die Shoshone aus ihrem Bergland am Westrand der Plains rasch bis ins südliche Saskatchewan und nach Montana östlich der Bighorn Mountains vorgedrungen, setzte nun eine gegenläufige Bewegung ein. Binnen einer Generation entstand in den berittenen und mit Gewehren bewaffneten Blackfoot und anderen Stämmen für die Shoshone, die sich nicht so rasch in vergleichbarer Weise ausrüsten konnten, ein unbezwingbarer Feind.

Die unterschiedlichen Zugangsbedingungen zu Gewehren, die vielleicht weniger bei der Jagd, als vielmehr im Krieg von Nutzen waren, resultierten aus den jeweiligen geografischen sowie politischen Bedingungen, denen die Händler unterworfen waren. Während weder Franzosen noch Engländer den Verkauf von Waffen und Munition an ihre jeweiligen Verbündeten beschränkten, zeigte sich die Situation der unter spanischem Herrschaftsanspruch lebenden Stämme komplizierter.

Offiziell war es seitens der spanischen Krone verboten, die Indianer, auch potenzielle Verbündete, mit Feuerwaffen (und sogar mit Pferden) auszustatten. Da die Befolgung dieser Politik die Sicherheit der spanischen Kolonien im Grunde stärker bedrohte als die mögliche Gefahr eines Aufstandes verbündeter Indianer, fanden lokale Politiker und Händler durchaus Mittel und Wege, die königlichen Vorschriften etwas großzügig auszulegen. So gibt es mehrere dokumentarisch belegte Beispiele, dass verbündete Indianer Waffen und Munition erhielten. Viel problematischer war jedoch, dass die Versorgung Neumexikos über die endlosen Weiten Nordmexikos mit Maultierkarawanen organisiert werden musste,



während Franzosen und Engländer komfortable Wasserwege zur Verfügung hatten und die begehrten Waffen viel günstiger und zahlreicher anbieten konnten. Es wird der kuriose Fall berichtet, dass ein spanischer Gouverneur bei französischen Händlern im texanischen Natchitoches Waffen kaufte, um sie an südlicher lebende Indianer weiter zu verhandeln.



Die Karte stellt die ungefähren Wohngebiete der Bewohner der Großen Ebenen um 1750 dar, als Pferde schon fast überall verbreitet waren. Es ist erkennbar, dass im Westen des Gebietes die Shoshone in die Plains vorgedrungen waren. Die mit ihnen verwandten Comanche lebten damals bereits in den mittleren Plains und hatten sich wie ein Keil zwischen die Plains Apache geschoben. Die Hochgrasprairie im Osten ist inzwischen die Heimat mehrerer siouanischer Stämme geworden, während wir die Dakota, aus denen zu dieser Zeit die Lakota hervorgingen, sowie die Cheyenne noch vollständig östlich des Missouri finden.

Bereits 1716 klagten zwei texanische Franziskanermissionare, dass sie kein einziges Gewehr besaßen, während die Hasinai von den Franzosen schon Hunderte Waffen eingehandelt hätten. In der Mitte des 18.

Jahrhunderts waren die Comanche, Pawnee und andere Stämme der mittleren und südlichen Ebenen von Franzosen und indianischen Zwischenhändlern mit Gewehren ausgestattet worden und betrachteten die neu-mexikanischen Spanier, die ihnen diese Artikel scheinbar vorenthielten, mit Misstrauen. Dabei waren jene lediglich durch die aufreibenden Transportwege und das königliche Verbot des Waffenhandels doppelt benachteiligt.

Allgemein kann man sagen: im Süden gab es zuerst die Pferde, im Norden zuerst die Feuerwaffen, und in den mittleren Ebenen kann man diesbezüglich von einer Gleichzeitigkeit sprechen.

Verdrängungskampf

Aber es entstanden auch neue Probleme: Bisherige Randbewohner der Plains erkannten die Überlebensmöglichkeiten im Bisonland. Sie rückten in Richtung der Ebenen vor, kamen miteinander in Konflikt, und ein erbarmungsloser Verdrängungskampf setzte ein.

Was wie eine unglaubliche Erfolgsgeschichte klingt, brachte für viele Bevölkerungsgruppen katastrophale Veränderungen mit sich. Die Möglichkeiten, die das Leben den Reiternomaden der Plains bot, weckte bei vielen benachbarten Stämmen Begehrlichkeiten, förderte aber auch den Zwang, es gleich zu tun, um nicht im Konkurrenzkampf um die besten Nahrungsressourcen dauerhaft zu unterliegen.

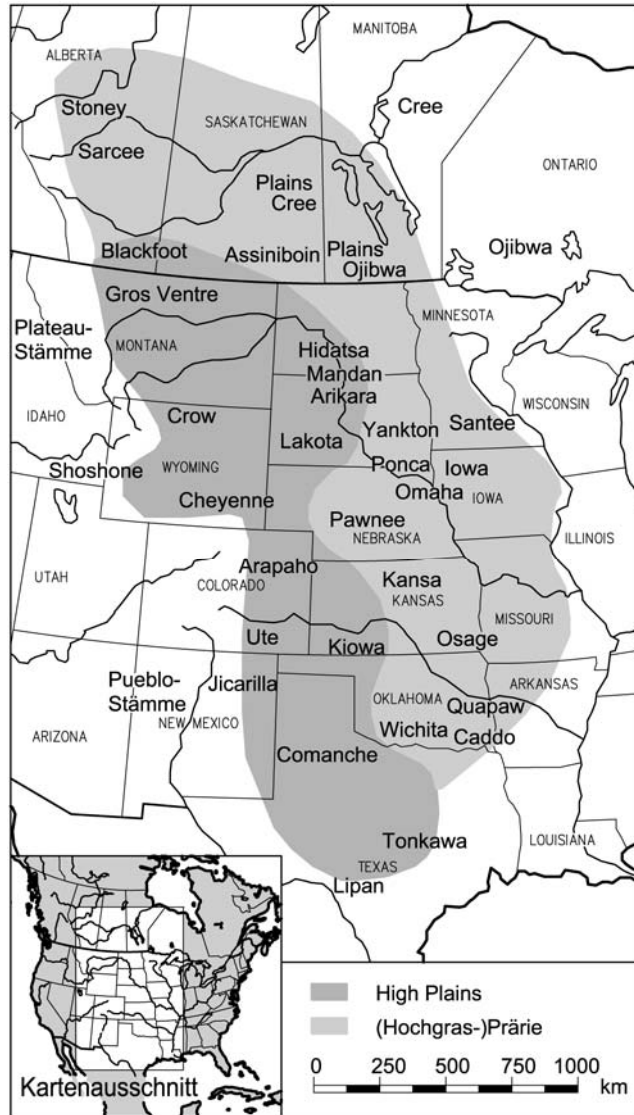
Im Norden breiteten sich um 1700 die Shoshone ostwärts, die Blackfoot westwärts aus. In den mittleren Plains drangen zur gleichen Zeit die Comanche von Westen her in die Ebene vor. Die Spanier nahmen die Comanche erst Jahre später zur Kenntnis, als sie sich schon wie ein Keil zwischen die Plains Apache geschoben hatten und deren dominierenden Platz in den südlichen Plains einnahmen. Die späteren östlichen Apache wie Lipan, Jicarilla und Mescalero dürften die Nachkommen der südlichen Gruppe dieser Plains Apache sein, in den sogenannten Kiowa Apache darf man Reste der nördlichen Plains Apache sehen.

Im Norden war die Situation Anfang des 18. Jahrhunderts ähnlich. Die Gruppen der späteren Kutenai und Kiowa, die damals in Montana lebten, sahen sich westlich durch die Shoshone, östlich durch Blackfoot unter Druck gesetzt. Während die Kutenai nach Norden auswichen, wurden ihre Kiowa-Verwandten nach Süden abgedrängt. Südwestlich der Black Hills stießen sie dann wohl auf die von ihren südlichen Verwandten abgeschnittenen Gruppen der Plains Apache, mit denen sie sich auf ihrer weiteren Wanderung nach Süden verbündeten.

Schließlich prallten Shoshone und Blackfoot direkt aufeinander, und die Shoshone mussten weichen. Am Ende des 18. Jahrhunderts waren die Blackfoot die unumstrittenen Herren der nördlichen Plains geworden. In jenem Jahrhundert zogen auch die Sarcee,



ein kleiner Athapaskenstamm, der sich von den Beaver absplitterte, auf die nördlichsten Plains-Ausläufer. Sie fanden in den Blackfoot Verbündete und blieben auf den Plains, bis im 19. Jahrhundert die Bisons verschwanden.



Um 1830-50, also unmittelbar vor der Ansiedlung in Reservationen, zeigte sich das Verteilungsbild indianischer Stämme so, wie wir es meist kennen: Die Shoshone waren wieder nach Westen verdrängt worden, die Comanche und Kiowa nach Süden gerückt, die Plains Apache bis auf Reste verschwunden, die Lakota, Cheyenne und Arapaho dominierend in den mittleren Plains.

Welche Mobilität die berittenen Indianer entwickelten, wird aus einem Bericht deutlich, der 1787 250 berittene Piegan-Blackfoot auf Raubzug in Neumexiko meldet.

Missverständlich wird von verschiedenen Reisenden ausgesagt, die Lieblingsbeschäftigung der Plainskrieger seien Krieg und Pferderaub gewesen. Hintergrund war aber weniger das Vergnügen, sondern der Zwang jeder Gruppe, sich im offenen, frei zugänglichen Land zu behaupten und ein möglichst großes,

von keinem anderen Stamm beanspruchtes Gebiet zu beherrschen – zur Sicherheit der Band und des Stammes. Damit stand die Erlangung von persönlichem Prestige für eine eigene Häuptlingsbewerbung oder für das Ansehen der Familie, zu man gehörte, in Verbindung.



Berittene Krieger der Gros Ventres; (Foto von Edward S. Curtis, um 1908).

Die Pferde und die damit verbundenen Möglichkeiten einer effektiven Bisonjagd hatten eine Reihe von Stämmen in die Plains gelockt, aber die Zeit ihres Aufenthaltes war zu kurz, als dass sie bis zur Einheitlichkeit hätten verschmelzen können. Denn die Euro-Amerikaner, die durch die Einführung der Pferde eine solche Entwicklung (unbewusst) erst hatten möglich gemacht, waren unaufhaltsam im Vordringen begriffen und beendeten rasch die eigenständige Kulturentwicklung der indianischen Stämme. Manche Stämme beugten sich der Gewalt und ließen sich in Reservationen nieder, manche verbündeten sich mit den Weißen, um sich von den Gefahren alter indianischer Feindschaften zu befreien, andere leisteten den Weißen Widerstand und wurden vor dem Hintergrund der Ausrottung der Bisons und damit der Vernichtung ihrer Lebensgrundlage, militärisch besiegt.

Das Resultat unterschied sich nur wenig: Ihre eben erst entstandene typische Plainskultur war vernichtet, viele waren verarmt, manche der Stämme konnten wenigstens noch einen Teil ihrer Pferdeherden retten.

Bibliografische Angaben

Da es sich bei dem vorliegenden Beitrag nicht um die Präsentation neuer Forschungsergebnisse, sondern um eine Übersichtsdarstellung handelt, wurde auf die Angabe von Fußnoten und Anmerkungen verzichtet. Für die Recherche bildeten die Einzelbeiträge in den Bänden "Plains" und "Plateau" des von der Smithsonian Institution herausgegebenen "Handbook of North American Indians" eine wichtige Grundlage. Historische und ergänzende Angaben wurden verschiedenen Werken entnommen. Die Übersichtskarten wurden vom Autor entworfen.



"Neue Heilige" in Mexiko und das Phänomen ihrer Verbreitung

Ursula Thiemer-Sachse

Es gibt in Lateinamerika eine ganze Anzahl verehrter außermenschlicher Wesen mit ihnen zugesprochenen, sehr menschlichen Eigenschaften, die im Rahmen lokaler Glaubensvorstellungen entstanden sind und zum Teil eine weite Verbreitung erfahren haben. Ihr gemeinsamer Charakter besteht darin, dass sie wegen der ihnen zugeschriebenen Fähigkeiten, bei der Behebung alltäglicher Sorgen und Nöte zu helfen, für die Menschen eine wichtige Rolle spielen.

Widespread throughout certain parts of Latin America, one finds any number of representations of not-human beings with very human characteristics, worshipped within the framework of local belief systems. Their common character is that they play an important role for the people due to their attributed abilities to help remove daily worries and hardships.

En Latinoamérica existe una gran cantidad de seres que son adorados como sobrehumanos, a los cuales se les atribuye cualidades muy humanas, que surgen de las creencias locales y que han conseguido una gran extensión. El denominador común de estos seres consiste en su capacidad para resolver los problemas y necesidades cotidianas que preocupan a la gente.

"Cuando el susto ya ha pasado, el santo queda olvidado."

Dieses mexikanische Sprichwort bedeutet so viel wie: der Heilige ist vergessen, wenn der Schrecken, um dessentwillen man ihn angerufen hat, vorbei ist.

Dies charakterisiert die Situation, in der sich Menschen nach außermenschlicher Hilfe umschaun. Es gibt in Lateinamerika eine ganze Anzahl verehrter außermenschlicher Wesen mit ihnen zugesprochenen, sehr menschlichen Eigenschaften, die im Rahmen lokaler Glaubensvorstellungen entstanden sind und zum Teil eine weite Verbreitung erfahren haben. Ihr gemeinsamer Charakter besteht darin, dass sie wegen der ihnen zugeschriebenen Fähigkeiten, bei der Behebung alltäglicher Sorgen und Nöte zu helfen, für die Menschen eine wichtige Rolle spielen.

Mit fortschreitender Mobilität der Menschen haben auch diese Wesen die Orte ihres Wirkens erweitert, und dieser Prozess verstärkt sich in der Gegenwart. So treten derartige Wesen weite "Reisen" an, weil sie im geistigen Gepäck und dann als Bildwerke auch recht dinglich im Rahmen von Missionierung und Migration mitgenommen worden sind und werden. Mit den Migranten verlassen sie auch Lateinamerika und sollen heute ihre Schutz- und Hilfsfunktionen auch anderswo ausüben. Im Prozess fortschreitender Globalisierung findet man sie daher dann auch zum Beispiel bei den Chicanos, den Migranten aus Lateinamerika in den USA.

Es sind zumeist Wesen und deren Abbilder, die im Laufe der Geschichte im Rahmen synkretistischer Glaubensvorstellungen entstanden sind. Hier sollen einige neuere Phänomene in Mexiko erörtert werden, wobei einige Beispiele aus anderen Regionen Lateinamerikas zum Vergleich herangezogen werden, ohne erschöpfend auf das Phänomen in allen seinen Varianten eingehen zu können. Bei aller Aktualität kann aufgezeigt werden, dass es sich um alte Verhaltensmuster handelt, denen das Phänomen seine Entstehung und Verbreitung verdankt.

Schon in vorkolonialer Zeit gab es Schutzgeister mit Verantwortung für das Individuum und / oder die

jeweilige Gemeinschaft, die auf dem amerikanischen Doppelkontinent unterschiedliche Verbreitung hatten. Dies hing von den autochthonen Gesellschaften und den in ihnen wirksamen religiösen Vorstellungen ab. Da in Amerika Jäger- und Sammlergesellschaften neben einfach strukturierten Bauerngemeinschaften und hierarchisch gegliederten Staatsgesellschaften existierten, waren die Schutzgeister, auf welche die Menschen vertrauten, sehr unterschiedlich. Bekannt sind viele Totemvorstellungen, die bei den indigenen Völkern Nord- wie Lateinamerikas angetroffen worden sind.



Abb. 1: Figuren der Pachamama auf einem Markt in La Paz, Bolivien

Der Glaube an einen individuellen Schutzgeist, der mit dem Schicksal des einzelnen Menschen, seinem Lebensweg und auch seiner jeweiligen Machtposition innerhalb der Gemeinschaft verbunden war, wird mit dem Fachausdruck Nagualismus bezeichnet. Dieser Begriff ist von dem aztekischen Wort *nabual*, *nagnal* abgeleitet, der Bezeichnung für das andere Ich (alter ego). Entsprechende Vorstellungen sind bei vielen indigenen Völkern verbreitet gewesen. Sie sind aber von den spanischen Chronisten zuerst bei den Azteken beobachtet und in diesem Zusammenhang beschrieben

worden, was die Entstehung des charakterisierenden Begriffs erklärt. Oft sind entsprechende Nahual(li), auch Tonal(li) genannt und bei vielen mexikanischen Indianern noch heute als zu jedem menschlichen Individuum gehörig aufgefasst, Individuen des Tier- oder Pflanzenreiches bzw. Naturphänomene. Doch in den frühen Staatsgesellschaften übernahmen auch anthropomorph oder anthropozoomorph aufgefasste Gottheiten solche Schutzfunktionen. Manche dieser Götter waren Ortsgottheiten und wurden in der spanischen Kolonialzeit von den Ortsheiligen als Schutzpatronen abgelöst.



Abb. 2: Olmekische Priesterfigur, der "Señor de las Limas", Mexiko

Schon in der vorkolonialen Zeit gab es einen Synkretismus, das heißt die Vermischung von Glaubensvorstellungen. So waren Vorstellungen von Quetzalcoatl (Gefiederte Schlange oder auch Göttlicher Zwilling), dem vielseitigen göttlichen Wesen mit anthropomorpher und zoomorpher Gestalt, weit über sein zentralmexikanisches Ursprungsgebiet verbreitet. Bestimmte Ressortgötter hatten jedoch unterschiedliche Namen gemäß den Sprachen der verschiedenen indigenen Gruppen, die sich in Gebeten an sie wandten. Dies könnte man am Phänomen des Regengottes exemplifizieren, der in den wechselfeuchten Tropen für die Existenzsicherung eine besondere Bedeutung hatte. Wenn wir seine charakteristischen Merkmale an den archäologischen Zeugnissen auch weit in die Vergangenheit zurückverfolgen können, so wissen wir doch nicht, wie er im Einzelnen gewirkt hat und unter welchem Namen er in den einzelnen Gemeinwesen angerufen wurde. Erst seit die indigenen Völker wäh-

rend der Eroberungszeit mit ihren jeweiligen Sprachen bekannt sind, vermögen wir ihre Schutzgottheiten und Schutzgeister zu benennen.

Mit der Evangelisierung übernahmen Jesus Christus und die Jungfrau Maria, die Erzengel sowie die Heiligen der Katholischen Kirche deren Aufgaben. Auch haben sich dort, wo aus Afrika eingeschleppte Sklaven und deren Nachfahren einen bedeutenden Anteil an der Bevölkerung ausmachten, synkretistische Religionsformen gebildet, in denen manche Wesen ausgesprochene Schutzfunktionen erlangt haben.

In Mexiko wird beispielsweise der "schwarze" Christus von Chalma ständig, aber auch vor allem in rhythmisch stattfindenden Wallfahrten von vielen Menschen aufgesucht, die dann wohl auch meistens ein Abbild des Kruzifixus für ihren Hausaltar mit heim nehmen. Da der Christus von Chalma für die einheimische indigene und mestizische Bevölkerung rund um die mexikanische Hauptstadt die Nachfolge von Oztoteotl oder auch Tepeyollotl, dem aztekischen Höhlengott, angetreten hat, ist er ein ortsgebundenes Wesen, zu dessen Anrufung die Menschen nach Chalma pilgern müssen. Auch bringen sie dabei auf ihrem Pilgerweg nahe der Kirche Votivgaben an einer alten Sumpfpypresse an, einem Ahuehuete, der ihnen ebenfalls als heilig und wundertätig gilt.

Anders ist es mit vielen anderen Heiligen, die auf Grund ihrer besonderen Eigenschaften sich weit vom Orte ihres ursprünglichen Wirkens entfernen können. Als allgemein bekanntes Beispiel dafür kann die Jungfrau von Guadalupe gelten, deren verehrtes Abbild, einst aus Spanien gekommen, aber nach der Legende einem Indianer in Mexiko erschienen und in dessen Mantel sichtbar geworden, eine solche Verbreitung erfahren hat, dass sie heute nicht nur als die Nationalheilige Mexikos angesehen wird, sondern als die Lateinamerikas und ebenso der Lateinamerikaner in den USA und Kanada (Uzcátegui Vega 2007). Ihre Anbetung hat eine besondere Geschichte, da diese Jungfrau Maria mit ihrer weit verbreiteten Verehrung zu einem Symbol lateinamerikanischer Identität – weit über nationalstaatliche Schranken hinaus – geworden ist und auf einer Fahne den Aufständischen gegen das spanische Kolonialregime vorangetragen worden war.

Sowohl der Christus von Chalma als auch die Jungfrau Maria in ihrer Erscheinung als Guadalupe oder auch als Jungfrau von Zapopan in Jalisco, Mexiko, stammen ebenso wie die andine Gottesmutter, die eng mit Vorstellungen von der gütigen Pachamama, der indigenen Mutter Erde, verbunden ist, aus der frühen Kolonialzeit. Sie wurden im Rahmen der Evangelisierung den autochthonen Massen bekannt gemacht und von diesen entsprechend angeeignet. Ihre gegenwärtige Bedeutung hängt mit dieser Verwurzelung in der Geschichte der sich herausbildenden lateinamerikanischen Völker zusammen. Sie haben lokale, regionale und überregionale Bedeutung erlangt.



Abb. 3: Verkauf von Alasitas auf einem Markt in La Paz, Bolivien

Ein interessantes Beispiel einer lokal gebundenen Verehrung eines archäologischen Objektes, das danach durch vielfache Darstellung schon fast mythenhaft reflektiert worden ist, stellte die Erhöhung des so genannten "Señor de Las Limas" dar. Es handelt sich um ein olmekisches Bildwerk aus Grünstein von 60 kg Gewicht und höchster Kunstfertigkeit, das sich heute im MAX, Museo de Antropología de Xalapa, Jalapa, Veracruz in Mexiko, befindet. Die wissenschaftliche Deutung spricht davon, dass es einen Priester, der ein liegendes Kind auf Händen trägt, wiedergibt, wobei um Darbringung oder Opferung des Kindes eine Diskussion entbrannt ist. Die Darstellungen seiner Auffindung im Jahre 1965 in einem Maisfeld im Dorfe Las Limas sind in den Quellen unterschiedlich; es heißt unter anderem, dass zwei Kinder die Skulptur gefunden hätten. Der ungefähr 40 km südlich des einstigen olmekischen Zentrums San Lorenzo Tenochtitlan liegende Ort war vor 3000 Jahren durchaus ein bedeutendes olmekisches Siedlungszentrum, wie die rund 900 um Plätze und Innenhöfe gruppierten Hügel verraten, Schutthügel einstiger Gebäude. Es steht nun fest, dass die einheimische Bevölkerung die aufgefundene Skulptur für eine "Virgen", eine Gottesmutter mit dem Jesuskind, hielt und sie auf dem Altar der "Guadalupe" in der Dorfkirche platzierte und als der eigenen Gemeinschaft gehörende Inkarnation betrachtete. Die Existenz des Bildwerkes verbreitete sich in der Umgebung, und diese neue Gottesmutter zog viele Gläubige an. Dadurch sind Vertreter des Nationalinstituts für Anthropologie und Geschichte (INAH) aufmerksam geworden (Beverido Duhalt o.J., 22). Das olmekische

Meisterwerk als Teil des Nationalen Erbes ins Museum zu verbringen, kostete große Mühe; musste man sich doch seitens der staatlichen Institution gegen die Glaubensvorstellungen der Bevölkerung behaupten. Das war zwar auf Grund der Gesetzeslage möglich, schuf aber kein Einvernehmen.

Doch gibt es auch andere, von der Katholischen Kirche keineswegs sanktionierte "Heilige", deren Wirken ursprünglich sehr an eine indigene Gruppe oder an besondere Lebensumstände der jeweiligen lokalen Bevölkerung gebunden waren, dann aber wegen ihrer "Erfolge" bei der Bewältigung von alltäglichen Problemen einen sehr weiten Wirkungskreis erhalten haben.

Miguel Angel Asturias erwähnt in seinem berühmten Roman "Die Maismänner" einen Volksglauben unter den Quiché-Maya Guatemalas, der in diesen Bereich neuer und zugleich alter Schutzheiliger fällt. Solche Wesenheiten haben mit den Heiligen der Katholischen Kirche nichts gemein, was nicht bedeutet, dass man ihnen etwa weniger Macht zutraute oder sie etwa weniger intensiv um Hilfe bäte. So wird "Tacuatzin, König der Beutelratten" als Schutzheiliger der Hausierer angesprochen und um Hilfe ersucht (Asturias 1985: 183). Dies ist in doppeltem Sinne interessant, weil einerseits hier bei Maya-Indianern der Nahuatl-Name benutzt wird und andererseits feststeht, dass das Opossum in der mesoamerikanischen Mythologie eine bemerkenswerte Rolle gespielt hat (López Austin 1996). Dass höchstwahrscheinlich in den Vorstellungen ein Wechsel aus der tierischen in eine dämonisch anthropomorphe oder anthropozoomorphe Wesenheit erfolgt, ist wegen des verbreiteten Nagualismus in Mesoamerika nichts Problematisches.

Ein bemerkenswertes Beispiel ist San Simón, der nur den Namen mit einem der Jünger Jesu, dem Apostel Simon, teilt. Das ursprüngliche Zentrum seiner Verehrung ist der Ort Santiago Atitlán am Atitlán-See in Guatemala, wo er auch den liebevoll gemeinten Namen Maximón trägt. "El Maximón" ist bereits eine ladinisierte Form einer sehr wichtigen heiligen Persönlichkeit, welche die Tzutuhil-Maya von Santiago Atitlán als Laj Mam oder Ri Laj Mam verehren. Der Name dieses als wichtigstes Nagual der Tzutuhil gedeuteten androgynen Wesens, das in einer Skulptur mit überdimensionaler Zigarre und großem Hut materialisiert ist, bedeutet "Großer Ahne/Große Ahnin" und besitzt offensichtlich eine Bedeutung, die sich aus vorspanischen Glaubensvorstellungen herleitet. Jeden 28. Oktober vereinen sich Tausende zu seiner Verehrung bei einer Prozession. Von diesem Abbild mit seinen materiellen Attributen und zugesprochenen Eigenschaften leiten sich all diejenigen ab, die seinen vielen Abbildern zuerkannt werden. Er wird unter anderem als Raucher und Trinker sowie Frauenheld verstanden. Es handelt sich dabei um "Aktivitäten" und Attribute, die in erstaunlichem Gegensatz zu allgemeinen Vorstellungen von Heiligkeit stehen. Heute ist dieses

Wesen weit über den Ursprungsort, ja weit über Guatemala hinaus verbreitet. Es wird von Reisenveranstaltern als touristenwirksam benutzt / missbraucht. Seit einigen Jahrzehnten findet man es sogar bis in die "new-age"-Kulte in New York verbreitet und, vermittelt durch einen Ethnologen (!), auch bei peruanischen Schamanen. Man kann mit Vallejo Reyna (2001: 187) davon sprechen, dass sich dieses Wesen im Prozess der Ladinisierung aus einem indigenen Nagual in einen "Heiligen" verwandelt hat. Die detaillierten Analysen von Vallejo Reyna verdeutlichen diesen Prozess. Heute findet man den Maximón/San Simón auch in der mexikanischen Hauptstadt, und zwar in individuell um Hilfe angeflehten Abbildern (Genis 2004). San Simón, wie er in der mexikanischen Hauptstadt genannt wird, gehört zu den apokryphen Heiligen, die in keinem Falle von der Katholischen Kirche akzeptiert werden können, aber für viele Menschen eine besondere Anziehungskraft besitzen. In bis zu 30 cm hohen Skulpturen aus Plastik oder Maismasse für den Hausaltar hergestellt, unterscheidet sich San Simón doch sehr vom ursprünglichen guatemalteckischen Ri Laj Mam. Es ist die Darstellung eines sitzenden älteren Mannes mit Schnurrbart, der elegant gekleidet erscheint und einen schwarzen Hut trägt sowie zumeist eine rote Krawatte und eine Blume im Knopfloch hat. Zu seinen Füßen befinden sich ein Geldbeutel und einige verstreute Münzen. Er wird so wiedergegeben, als rauche er eine Zigarette; er hält eine Schnapsflasche und einen Stock in Händen, einst wohl aus einem Amtsstab eines indianischen Würdenträgers abgeleitet. Oft hält er auch ein Bündel Geldscheine in der Hand. Es heißt, dass der "Heilige" all denen helfe, die irgendwie mit Polizei und Justiz in Konflikt geraten seien, den Dieben, Wettbetrügnern und Prostituierten. Er helfe, einen Betrug zu begehen oder in der Lotterie zu gewinnen. Als Opfergaben für ihn gelten eine Schachtel Zigaretten, ein Gläschen Schnaps und Kerzen, die im Sinne der sogenannten weißen Magie zu unterschiedlichen Zwecken verschiedenfarbig sind. Auf den berühmten hauptstädtischen Märkten "Jamaica" und "Sonora" werden seine Abbilder verkauft, die allen jenen Gesundheit und einen opulenten Lebensstil sichern sollen, die ein "sündhaftes" Leben führen. Seine Kraft gilt also der gewünschten Überschreitung gesetzter Normen des Zusammenlebens.

Aufgestellt im Schlafraum wird ihm beispielsweise von einem Trinker zuerst durch Libation geopfert, um sein Wohlwollen zu erreichen: es wird also etwas von dem alkoholischen Getränk vor ihm ausgegossen. Es ist ein multifunktionaler "Heiliger", der auch Wunder vollbringen soll, wenn er zum Beispiel darum gebeten wird, jemanden von übermäßigem Alkoholkonsum abzubringen. Neben den kleinen Statuen werden auch entsprechende gedruckte Gebete an diesen "Heiligen" verkauft, die man heimlich unter die anderen Devotionalien mischt und an den Ständen im Atrium so

mancher hauptstädtischer Kirche kaufen kann. Man kann ihn auch in Form eines Amuletts bei sich führen,



Abb. 4: Verkauf eines Ekeko auf einem Markt in La Paz, Bolivien

damit er bei der einen oder anderen illegalen "Arbeit" schützt. Schließlich kann man sogar einen Spray mit dem "echten Aroma von San Simón" erwerben, zu dem es zudem neben einem Gebet an "Bruder Simón" noch eine Gebrauchsanweisung in spanischer und englischer Sprache gibt, die besonders bei Liebenszauber beachtet werden muss. Der 28. Oktober ist zugleich der Tag von San Judás Tadeo, der als der Heilige "der schwierigen und verzweigungsvollen Fälle" gilt und in jüngster Zeit weite Verbreitung in den Volksmassen gefunden hat. Dies alles zeigt deutlich, wie die Probleme des täglichen Lebens zu Lösungen drängen und die Konflikte mit der etablierten Gesellschaft mittels solcher "Heiligen"-Verehrung unterlaufen werden sollen.

Vergleichen wir das mit dem Andenraum, so stellen wir fest, dass es dort Ähnliches gibt. Beispielsweise begegnen wir unter anderen zwei auffälligen Wesen, die eine Verehrung wie die Heiligen erfahren, aber einen ganz bestimmten Wirkungskreis besitzen, der traditionell in der indigenen Welt liegt. Da ist einmal der sogenannte "Tío" (spanisch: Onkel), ein Schutzgeist der Bergleute, dessen Skulptur im Inneren der Stollen aufgestellt und mit Opfergaben bedacht wird, unter denen Kokablätter eine besondere Rolle spielen. Die vor einer solchen Skulptur vorgenommenen Riten

umschließen vor allem die Bitte um eine gesunde Rückkehr aus den Tiefen des Berges nach einem erfolgreichen Einsatz vor Ort.



Abb. 5: Christusfigur als Arzt, Mexiko

Zum anderen sei der Ekeko erwähnt, eine nur wenige Spannen große männliche Figur in bolivianischer Hochlandstracht und mit einem großen Hut. Er ist mit einer Vielzahl von Objekten behängt, die den Menschen als lebensnotwendig oder auch als erstrebenswert erscheinen, als da sind Lebensmittel, Kleidungsstücke, Hausrat, Werkzeuge, alles in Miniaturausführung, vielleicht auch das Modell eines Binsenbootes, auf jeden Fall aber ein Beutel mit buntgefärbten Zuckerwaren und ein Täschchen mit Kokablättern. Man nimmt an, dass der Ekeko ursprünglich eine Fruchtbarkeitsgotttheit der Aymara gewesen ist. Heutzutage aber gilt er bei der indianischen wie mestizischen Bevölkerung als Glücksbringer, als einer, der Wohlstand und Überfluss verheißt (Hartmann 1990: 225). Der mit dem Ekeko in Zusammenhang gesehene Aymara-Mythos geht wohl weit in die vorspanische Vergangenheit zurück und bezieht sich auf einen Iqiqu, der mit seiner Anwesenheit die Harmonie in der Gemeinschaft garantierte, jedoch dem großen Zerstörer Awqa nicht widerstehen konnte, zerstückelt wurde und dessen Teile an verschiedenen Orten begraben wurden. Der Glaube an seine Reinkarnation steht in Zusammenhang mit dem Emanzipationsglauben der Aymara.

Man deutet den Aymara-Namen Ekeko als "Fülle" (spanisch: abundancia). Sein Fest wurde ursprünglich wohl am Sommersolstitium der Südhalbkugel, am 21. Dezember, begangen. Jedoch ist es schließlich fälsch-

licherweise mit dem 21. Januar verbunden und 1781 nach der sogenannten Errettung von La Paz vor der Belagerung durch die aufständischen Indigenen unter Tupak Katari mit dem Fest der sogenannten Virgen de La Paz am 24. Januar kombiniert worden. Aus diesem Anlass werden auf dem Jahrmarkt und auch zu Beginn der Regenzeit auf den verschiedenen Märkten Alasitas, Miniaturen aller Art, verkauft. Der Name stammt ebenfalls aus dem Aymara und bedeutet "Kauf mich!" (spanisch: ¡Cómprame!). Neuerdings reichen diese Miniaturen bis zu Waschmaschinen, Computern, Autos und Koffern, letztere als Symbol einer Reise, oder auch Hahn und Henne als Symbol für ein ideales Paar. Diese Miniaturen sind zumeist aus Keramik, aber auch aus Metall oder Stein und stellen möglichst realitätsnahe Reproduktionen der Originale dar, die auch als Exvotos bezeichnet werden. Der Ekeko hat fast in jedem Haus in La Paz eine Art Altar. Anstelle des Mundes hat die Figur ein Loch, in das eine brennende Zigarette gesteckt wird, deren Abbrennen in Zusammenhang mit den durch die Symbole zum Ausdruck gebrachten Wünschen Erfüllung verspricht. Geht die Zigarette jedoch vorher aus, gilt dies als schlechtes Vorzeichen. Inzwischen ist die Verehrung des Ekeko und seine Einbeziehung in entsprechende Rituale weit über ihr Entstehungszentrum im zentralen andinen Raum verbreitet, zum Beispiel bis nach Nordwestargentinien.

Im Gegensatz zu manchem der erwähnten und anderen, unerwähnt bleibenden neuen "Heiligen" hat die Verehrung des "Heiligen Todes" (Santa Muerte) frühkolonialzeitliche Wurzeln und zugleich solche, die in das Verständnis des untrennbaren Zusammenhangs von Leben und Tod in der autochthonen Kosmogonie vorspanischer Zeit gehören (Malvido 1005). Dabei spielte in der Argumentation die Überwindung des Todes durch den Kreuzestod Christi und die Auferstehung eine wichtige Rolle. Jedoch ist zu Beginn des 21. Jahrhunderts auffällig, dass die Verehrung von Bildnissen des "Heiligen Todes" im Volksglauben sich besonders dort verstärkt, wo die Lebensunsicherheiten zunehmen. Das ist so in der mexikanischen Großstadt, wo der plötzliche Tod und die Gefahr ewiger Verdammnis die Menschen aus dem Schutz traditioneller Heiliger hinaus und zur Verehrung der überlebensgroßen Skelett-Bildwerke des Todes treibt. Wegen des grammatikalischen Genus im Spanischen ist der Tod in diesem Zusammenhang als weiblich aufgefasst und als Braut oder Mädchen gekleidet. Die in die Hunderte gehende Anhängerschaft dieser "Heiligen" veranstaltet Prozessionen. Mehr als 400 solcher Bildwerke hat es 2005 in ganz Mexiko gegeben (Malvido 2005: 26), die noch immer die Merkmale und Attribute des mittelalterlichen Pesttodes zeigen, aber teilweise aus der Verantwortung der Katholischen Kirche herausgelöst sind und keine kirchliche Legalität oder staatliche Anerkennung besitzen. Es werden einschlägige Zeitschriften herausgegeben, die Gebete abdrucken,

über Zeremonien und angebliche Wunder berichten. Eine Art Telefonseelsorge existiert ebenso wie Internet-Auftritte. Trotz der offiziellen Verurteilung durch Staat und Kirche nimmt dieser Volksglaube zu und entwickelt einen umfangreichen Handel mit Paraphernalia. Obwohl die meisten seiner Anhänger sich als Katholiken bezeichnen, ist die Verehrung des "Heiligen Todes", und zwar in allen Altersgruppen beider Geschlechter, im Wachsen begriffen. In der großen Unsicherheit des gegenwärtigen Lebens ist nichts sicherer als der Tod, was viele veranlasst, sich dessen Verehrung zuzuwenden.

Ein sehr aktuelles Beispiel einer neuen Heiligenverehrung findet sich im Museo de Medicina Tradicional y Herbolaria in Cuernavaca, Morelos, Mexiko, dokumentiert. Es handelt sich um einen Wandel, den der *Niño de la Salud*, das "Jesuskind der Gesundheit", nach dem Erdbeben von 1985 erfahren hat. Bei und nach jenem Erdbeben, dem vor allem auch Tausende Menschen Zentralmexikos, im Besonderen der mexikanischen Hauptstadt, zum Opfer fielen, wurde der *Niño de la Salud* verstärkt um Hilfe angefleht. Damals erfuhr sein Wirken eine Neuinterpretation, die sich auch in seinem Erscheinungsbild äußerte. Es steht außer Zweifel, dass die Schulmedizin als dominante Form der Gesundheitsbetreuung andere medizinische Praktiken und auch andere Lebens- und Kulturbereiche beeinflusst. Dafür gibt es in der Volksreligiosität ein bemerkenswertes Beispiel in dem erwähnten *Niño de la Salud*. Ursprünglich mit "himmlischer" Kleidung barock gestaltet, ist es heute wie ein Arzt angezogen, mit einem weißen Kittel und Stethoskop sowie einem Arztköffchen ausgerüstet. Der "*Doctor Jesús*" begleitet die Familie als Bewahrer der Gebete und der Bitten um Gesundheit. Es wird erzählt, dass viele während des Erdbebens umgekommene Ärzte nun als seine Hilfstruppen im Einsatz sind, um

die Menschen vor vergleichbaren Schäden zu bewahren. Es heißt, sie teilten mit ihm seine Heilkräfte.

Will man dieses Thema einigermaßen abrunden, darf man auch den Begriff des "San Lunes" nicht vergessen. In einem mexikanischen Sprichwort heißt es: "Hizo su San Lunes", was wir im realen Sinne, aber mit anderen Worten im Deutschen so ausdrücken: "Er hat einen blauen Montag gemacht", hat nach dem Feiertag nicht gearbeitet. Dafür aber verpflichtet man in Mexiko scherzhaft den zum Heiligen erklärten Arbeitstag und delegiert also die Verantwortung auf ein anderes Wesen. In diesem Sinne kann man auch ein anderes mexikanisches Sprichwort zitieren: "Cada quien para su santo" = Jeder für den eigenen Heiligen. Und auch das folgende spricht für sich: "A cada santo se le llega su función" = Jeder Heilige hat mal seinen Feiertag. Dies ist im Sinne der Menschen, die sich bei außermenschlichen Wesen Hilfe und Schutz suchen, die aus dem Alltag von Arbeit und Konflikten ausbrechen wollen und sich gezielt unter solchen Schutz stellen, den sie nach den Gegebenheiten auswählen. Und da kommt es dazu, dass neue "Heilige" an Bedeutung gewinnen: "Al santo que está de moda, van las mujeres todas, para los cristos viejos, oscuridad y silencio", was so viel heißt wie: Zu dem Heiligen, der in Mode ist, laufen alle Frauen; für die alten Christusbilder bedeutet das Dunkelheit und Schweigen. – Jedoch müssen wir feststellen, dass es nicht nur eine Frage der Mode ist, sondern eine der Suche nach neuen Möglichkeiten, und dass es nicht nur einen Teil der Bevölkerung betrifft oder, wie im Sprichwort betont, etwa nur die Frauen, sondern dass ganze religiöse Bewegungen entstehen, die dann aber auch wieder Profanisierung erfahren, wenn sie nicht in etablierte religiöse Systeme und Institutionen eingebunden sind oder werden können.

(Alle Fotos von Prof. Dr. Ursula Thiemer-Sachse)

Literatur

Asturias, Miguel Angel

1985 Die Maismänner. Verlag Volk und Welt.

Beverido Duhalt, Maliyel

o.J. El Señor de Las Limas. In: Museo de Antropología de Xalapa. Arqueología mexicana, edición especial 22, S. 22.

Genis, José

2004 San Simón. Patrono de los infractores. Crónicas de leyendas mexicanas. México, S. 47-54..

Hartmann, Roswith

1990 Einmal ging der Ekeko auf Reisen. Zur Geschichte der Archäologisch-Ethnographischen Lehr- und Studiensammlung des Seminars für Völkerkunde der Universität Bonn. In: Völkerkundemuseen 1990. Festschrift für Helga Rammow. Lübeck, S. 225-233.

López Austin, Alfredo

1996 Los mitos del tlacuache. Universidad nacional Autónoma de México, Instituto de Investigaciones Antropológicas, México.

Malvido; Elsa

2005 Crónicas de la Buena Muerte a la Santa Muerte en México. In: Arqueología mexicana, México 76, S. 20-27.

Uzcategui Vega, Claudia

2007 Die Lebens- und Totenbäume in der mexikanischen Volkskunst. In: AmerIndian Research 3, S. 5-14.

Vallejo Reyna, Alberto

2001 Por los Caminos de los Antiguos Nawales. Ri Laj Mam y el Nawalismo Maya Tz'utuhil en Santiago Atitlán, Guatemala. Iximulew-Guatemala, Fundación CEDIM-NORAD

Sklaven und Kin-Sklavereien

Michael Zeuske

Sklaverei bildete sich aus der Unterdrückung von Frauen und Kindern heraus. Diese schwächsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft wurden bereits früh unterdrückt und waren der Gewalt der Stärkeren unterworfen. Sklaverei gab es lange, bevor es einen Begriff dafür gab. Mit dieser Vorabveröffentlichung aus seinem demnächst erscheinenden Buch macht uns Michael Zeuske mit der Herausbildung der Sklaverei bekannt, wobei er auch auf die Entwicklung in Amerika eingeht.

Slavery was based on the suppression of women and children. These weakest members of human society were oppressed early on and were subjected to the force of the more powerful. Slavery existed long before there was a concept for it. With this advance release from his soon to be published book, Michael Zeuske makes us well acquainted with the growth of slavery as well as with its development in America.

La esclavitud surgió de la opresión que había sobre las mujeres y los niños. Estos miembros, los más débiles de la sociedad, fueron oprimidos y subyugados a los más fuertes desde tiempos muy remotos. Esta esclavitud existió mucho antes de que surgiera un término para ella. Con ésta divulgación, que precede a la publicación de su nuevo libro, Michael Zeuske nos da a conocer el desarrollo de la esclavitud, en la cual incluye también su desarrollo en América.

"L'esclavage est une période de l'histoire universelle qui a affecté tous les continents, simultanément parfois ou en succession".¹ <"Die Sklaverei ist eine weltgeschichtliche Phase, die sich auf allen Kontinenten gezeigt hat, entweder gleichzeitig oder nacheinander.">

Sklaverei vor ihrer Institutionalisierung war vor allem Sklaverei von Frauen und Kindern.² Als solches bildete Sklaverei, die weltweit, aber lokal, noch ohne weit ausgreifenden Sklavenhandel existierte, viele Formen von nicht oder wenig institutionalisierter Sklaverei, die sich zum Makrotypus der Kin-Sklaverei zusammenfassen lassen. Zuerst gab es Menschen ohne Rechte, die der Gewalt Anderer unterworfen waren, auch und gerade sexueller Gewalt, und für ihre Beherrscher arbeiten und sterben mussten. Möglicherweise gab es für sie zunächst nicht mal Begriffe in den jeweiligen Sprachen. Erst nach und nach wandelte sich der Zustand von "Sklaven ohne den Namen Sklaverei" in eine Institution. Alle Sklaverei hat Geschichte. Nicht jede Fremdheit, jede Unterdrückung, jeder Peitschknall oder jede Knechtschaft ist Sklaverei. Gefängnisarbeit und Lagerzwangsherrschaft sind ebenso wenig Sklaverei wie jede Kinderarbeit. Aber viele Kinder schufteten zur Zeit der Industrialisierung in Europa und viele Kinder ohne Dokumentation schufteten heute weltweit in Zwangssituationen, die eher als Formen der Sklaverei charakterisiert werden müssen. In vielen Lagern wurden und werden moderne Formen der Sklaverei verborgen. Vieles, was idyllisch geschildert wird, entlarvt sich bei näherer Analyse als spezifischer Typ der Sklaverei.³

Ich will hier ein Modell vorstellen, nach dem Kin-Sklavereien vor allem von Frauen und Kindern, Sklaverei im Rahmen der Kosmologie menschlicher Gemeinschaften unterhalb der Ebene von Imperium und Staat, deren Basis-Beziehung die wie auch immer konfigurierte Universalie der Verwandtschaft war (und ist), sowohl in der Zeit wie im Raum die global-historische Grundlage aller Sklavereien, Typen, Varietäten und Übergangsformen der Sklaverei sowie Typen und Formen extremer Abhängigkeit bildet.⁴ Der Prototyp Kin-Sklaverei war in einem ganz fundamentalen und ungesagten Sinne Sklaverei von Frauen, Mädchen und Kindern – über Zehntausende von Jahren, vielleicht sogar länger. Obwohl in unterschiedlichsten und sehr lokalen Kontexten verankert, bestand diese frühe Kin-Sklaverei von Frauen und Mädchen darin, die am stärksten verwundbaren und schwächsten Mitglieder einer anderen oder besiegten Gruppe, Geraubte, Waisen, Ausgesetzte oder Verschleppte in eine neue Gruppe und speziell in einen neuen Haushalt zu integrieren. Gegen Leistungen in Produktion und Reproduktion, oftmals verbunden mit Ritualen und oft nach dem Sieg, der Folterung und Opferung ihrer früheren männlichen Verwandten und Beschützer. Menschliche Sexualität und Fortpflanzung als Herrschaftsmittel waren Ausgangspunkte dieser "Sklavereien ohne den Namen Sklaverei". Das ist der Ursprung aller Sklaverei.⁵

Aus einem gigantischen Grundfonds lokaler Kin-Sklavereien haben sich in protagonistischen Prozessen der Weltgeschichte in bestimmten relativ kleinen Regionen Typen zunächst regionaler Sklavereien und in einigen Fällen, verbunden mit Kriegen, breiteren

¹ Meillassoux, *Anthropologie de l'esclavage* ..., S. 20.

² Miller, "Domiciled and Dominated. Slavery as a History of Women", in: Campbell; Miers; Miller (eds.), *Women and Slavery*, Athens: Ohio University Press, 2007-2008, Bd. II: *The Modern Atlantic*, S. 284-312.

³ Bales, *Die neue Sklaverei* ..., passim; Papanthassiou, "Approaches to the history of child labour in Europe", in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*

(2007/2), S. 231-242.

⁴ Lovejoy, "The African Setting", in: Lovejoy, *Transformations in Slavery* ..., S. 12-15.

⁵ Miller, "Domiciled and Dominated. Slavery as a History of Women", S. 284-312.



Expansionsprozessen und Austauschsystemen ("Handel"), auch transregionale Massensklavereien vor allem von Männern gebildet.⁶ Sklavereien als solche meist sehr persönlichen Herrschaftsverhältnisse über weibliche Menschen existierten seit den Anfängen menschlicher Geschichte ohne den Namen Sklaverei. Sie wurden meist erst in einer bestimmten Stufe der Staatsentwicklung in Rechtsnormen gegossen und manchmal, wie im antiken Israel, Griechenland und Rom sowie in allen neuzeitlichen westeuropäischen sowie neoeuropäischen Gesellschaften, vom Schuldnerstatus abgetrennt (oft verbunden mit Agrarreformen). Meist kam es auch noch zur juristischen Individualisierung in Verbindung mit kulturell bedingten Erbrechtungen. In Expansionsphasen entstehender Sklaverei-Gesellschaften haben sich dann an den Grenzen zu Gesellschaften anderer Organisation (in Rom als Provinzen bezeichnet, wenn sie erobert waren, bei den Griechen als Kolonien, in der neuzeitlichen Geschichte unter verschiedenen Territorialdefinitionen als Kolonialismus) neue Dynamiken in Bezug auf die Entwicklung von Sklavereitypen in Regionen ergeben, die von den stärkeren Imperien in tributäre Abhängigkeit gezwungen worden waren, indem lokale Kin-Sklavereien über Grenzkriege, Scharmützel, aber auch über Austausch an formierte Sklavereien ange dockt wurden. Oft wurde auch Tribut in Form von Menschen gezahlt. Insofern wird man im makroökonomischen Sinne in historischer Perspektive die Frage der Kapitalakkumulation von der Akkumulation symbolischer Werte (wie Macht, Gold und Geld) auf menschliches Kapital in Form von Sklaven sowie Status der Sklaven oder viele Nachkommen mit Sklavinnen erweitern müssen.

Die Verbindung der Untersuchung von Völkern im Kontakt mit kolonialer Expansion und kolonial unterworfenen Völkern mit der globalhistorischen Analyse von Sklaverei ist eher ungewöhnlich. Meist werden in den Erzählungen und Erinnerungen an Kolonialgeschichte Gefangene, durch indigene Völker gewaltsam Adoptierte und Sklavenhalter als "Weiße" porträtiert. Kidnapper (*captors*) sind meist *indians*, natürlich vor allem in der US-amerikanischen Geschichte. Ähnliches gilt aber auch für den spanischen und portugiesischen Kolonialbereich: "böse" Indios waren Völker, die sich gegen die koloniale Versklavung wehrten, "gute" Indios, die, welche sich versklaven ließen. Sklaven werden als "Schwarze" porträtiert. Vor allem werden diese drei

Zuschreibungen in der "anderen Memoria" des Films dargestellt.⁷ Rein quantitativ wird es in weltgeschichtlicher Realität dabei bleiben, dass Sklavenhalter in den kolonialen Amerikas zwischen 1650 und 1888 "Weiße" und viele Mestizen/Kreolen waren, die zwar gerne behaupteten, "Weiße" zu sein, aber oft auch ehemalige Sklaven oder freie Farbige in ihren Reihen zählten, wie auf Kuba und in Brasilien oder dem vorrevolutionären Sant-Domingue. Sklaven waren seit etwa 1650 fast immer Menschen aus Afrika, Schwarze und ihre Nachkommen.

Was ist aber mit den vielen Gefangenen und Sklaven im "Amerika ohne Europäer", was mit den "verbundenen" Geschichten translokaler Räume oder der Kontinente, wie Nordindien seit 1200, oder seit 1526 – mit Eliten, die sich über billige Arbeit quasi einigten⁸ oder in den riesigen, von indigenen Völkern politisch beherrschten Territorien Amerikas ("indigenes Amerika") oder Afrikas bis 1860/1880? Was mit afrikanischen Sklavenhaltern in Afrika? Einer der ersten, der systematisch und intensiv Typen afrikanischer Sklaverei, vor allem als "Produktion von Sklaven", nicht nur beschrieben, sondern auch analysiert hat, war der marxistische Anthropologe Claude Meillassoux. Er steht in einer Tradition, die Nathalie Z. Davis "Conceiving Africa" genannt hat.⁹ In einer Welt- und Globalgeschichte der Sklaverei ist Afrika das protagonistische Zentrum, weil dort neben vielfältigen Formen von Kin-Sklaverei zeitig auch institutionalisierte Formen der Sklaverei existierten und weiträumiges Slaving (Sklavenjagd, -fang, -transport, -handel, -vermarktung sowie unterschiedliche Typen von Sklaverei) seit 1000 immer wichtiger wurden. Rein quantitativ wird das an den Sklavenzahlen deutlich, die von Afrika aus nach Arabien, dem Nahen Osten, über den Indischen Ozean und in den Raum des Atlantiks exportiert wurden. Afrika war immer auch ein Territorium unterschiedlichster Sklavereien. Meillassoux hat viele Formen indigener Sklaverei in Afrika dargestellt. Allerdings gilt sein Satz nicht mehr, dass sich die sogenannte "patriarchalische" Sklaverei der indigenen Völker wegen ihres "zufälligen"

⁶ Orlando Patterson ist wie immer nahe am Problem. Er analysiert die Entfaltung von Kin-Sklaverei zu anderen Typen von Sklaverei in prämodernen Gesellschaften. Als historisches Modell dient ihm die Entstehung eines Typus' der schärfer konturierten Sklaverei im antiken Griechenland zwischen 900 und 700 v.u.Z., siehe: Patterson, "Slavery, gender, and work in the pre-modern world and early Greece: a cross-cultural analysis", in: Dal Lago; Katsari (eds.), *Slave Systems ...*, S. 32-69, besonders: "Slavery and female participation in the dominant mode of subsistence", S. 44-57.

⁷ Strong, Pauline T., "Transforming Outsiders: Captivity, Adoption, and Slavery Reconsidered", in: Deloria, Philipp J.; Salisbury, Neil (eds.), *A Companion to American Indian History*, Malden [etc.]: Blackwell Publishing, 2004, S. 339-356; Hajda, Yvonne P., "Slavery in the Greater Lower Columbia Region", in: *Ethnohistory* 52:3 (summer 2005), S. 563-588.

⁸ Juneja, Monica, "Begegnung, Kommunikation, Sinnbildung. Deutsche Pietisten und südindische Tamilen im 18. Jahrhundert", in: Grandner, Margarete; Komlosy, Andrea (eds.), *Vom Weltgeist beseelt. Globalgeschichte 1700-1815*, Wien, Promedia, 2004 (Edition Weltregionen, Bd. 7), S. 221-242.

⁹ Mukherjee, Rila, "Leo Africanus (1486/88-1535?) Ein andalusischer Exilant in Afrika und im Europa der Renaissance", in: Hausberger, Bernd (ed.), *Globale Lebensläufe. Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen*, Wien: Mandelbaum Verlag, 2006, S. 28-45; Davis, Nathalie Z., "Conceiving Africa", in: Davis, Trickster Travels. *A Sixteenth-Century Muslim Between Worlds*, New York, Hill and Wang, 2006, S. 125-152, siehe auch: Leo Africanus, Joannes (Joannis Leonis Africani), *De totius Africae descriptionis: libri IX ...*, Antverpiae: Apud Joan. Latium, 1556.



Charakters nicht mit einem Klassenverhältnis gleichsetzen lässt und von sich aus nicht zu einem Sklavenproduktionsverhältnis führt. Vor allem in seinem zweiten Teil unter den Bedingungen einer Welt- und Globalgeschichte der Sklaverei nicht mehr, wenn man einerseits von der Ubiquität von Kin-Sklavereien (die eben kaum jemals "zufällig" waren oder sind) und andererseits vom Zusammenspiel zwischen Gesellschaften mit Kin-Sklaverei sowie von Sklavenhandel spricht, der von kolonialen Zentren ausgeht und Kolonien (wie die in Amerika) mit Sklaven versorgt. Globale Sklavereiformen haben nicht nur soziale oder sozioökonomische Gründe, sondern auch und vor allem kulturelle Ursachen (aber andere, als noch Adam Smith annahm¹⁰), die mit Hilfe historischer Anthropologie analysiert werden sollten. Sklaverei ist auch deshalb für Historiker gut mit Konzepten der historischen Anthropologie zu erforschen, in Kombination mit historischen Methoden selbstverständlich.

Anthropologie hat vor allem Sozialisierungen sowie Handlungskonditionen untersucht und weltweit ungeheuer viel Material zusammengetragen. Anthropologie ist per se auch weniger ethno- und nationszentriert als etwa Soziologien oder Sozialgeschichten.¹¹

Meillassoux schreibt weiter, dass "patriarchalische" Sklaverei keine Sklaverei im eigentlichen Sinne sei. Es handele sich um "punktuelle Phänomene der Knechtschaft".¹² Das ist heute in postkolonialer Perspektive, von einem welt- und globalhistorischen Standpunkt, der die zerklüfteten Zeit-Dimensionen weltweiter Kommodifizierung, Akkumulation, Globalisierung und Arbeit sowie Herrschaftsverhältnisse nachzeichnet und deshalb über den normalen universalhistorischen "Protagonisten-Narrativen" der traditionellen evolutionären Sklavereigeschichte (grosso modo: Sumer – hellenistische Antike – amerikanische Plantagensklaverei – heutiger Westen) stehen muss, nicht mehr haltbar. Das welthistorische Problem

besteht darin, dass "punktuelle Phänomene der Knechtschaft" im Sinne von lokalen Kondensationskernen von "Sklaven ohne Sklaverei" und dann Sklavereien in der Breite in allen Gesellschaften und Kontinenten der Erde zu finden sind. Konzentriert fanden sie sich vor allem in Afrika. Für mich sind die "punktuellen Phänomene der Knechtschaft" Kin-Sklavereien.¹³ Zu einer Weltgeschichte der Sklaven gehört vor allem eine Perspektive, die vom Verhältnis zwischen "punktuellen Phänomene(n) der Knechtschaft", etwa über die Körper von fremden Verschleppten (Razzienkonflikte) oder Kriegsgefangenen, formierten Sklavereien, Kolonialismus, Kommodifizierung von Menschenjagd, Körpern und Sklavenhandel sowie sich globalisierenden Kapitalismus und "neuen" Sklavereien ausgeht. All dies kann nicht nur an einem der weltgeschichtlichen Typen von Sklaverei, der klassischen griechisch-römischen Sklaverei, gemessen werden, auch wenn diese mit der juristischen Scharfzeichnung des rechtlichen Privatverhältnisses zwischen Herr und Sklave eine Kulturleistung welthistorischen Ranges darstellte und eine hegemonistische Geschichtsschreibung und Memoria hervorgebracht hat. Im Zentrum einer postkolonialen Weltgeschichte der Sklaverei steht aber Afrika.

Kin-Sklavereien vor dem Kolonialismus und "neue" Sklavereien nach dem direkten Kolonialismus (ab 1960) hatten und haben mit den hergebrachten "römischen" Traditionen sowie den relativ klar strukturierten und erkennbaren "Produktionsverhältnissen" oder "Klassenverhältnissen" (beziehungsweise deren Konstruktion als entscheidende Elemente des globalgeschichtlichen "Modells Europa") kaum noch zu tun, wohl aber mit althergebrachten lokalen Konflikten und Abhängigkeitsmechanismen, Macht- und Fremdendefinitionen, die sich unter den Bedingungen der Kolonisierung, der kapitalistischen Modernisierung und der "Entwicklung der Unterentwicklung" für Sklaven verschlechterten oder unter unseren Augen verschärft werden. Aus ihnen konnten früher und können unter heutigen demographischen Verhältnissen, Transport-, Kommunikations- und Akkumulationsbedingungen sehr schnell neue diffuse Übergangsformen oder richtige Sklavereitypen konstruiert werden, wie die Kindersklavereien im heutigen Bénin oder an der Elfenbeinküste; wo verschleppte und verkaufte Kinder als Straßenverkäufer oder Plantagenarbeitskräfte eingesetzt werden.

Die Gesamtheit dieser punktuellen und lokalen "patriarchalischen" Sklavereiformen "ohne den Namen Sklaverei" sollte aus globalhistorischer Perspektive unter dem anthropologischen Sammelbegriff der Kin-, Lineage- oder Verwandtschaftssklaverei zusammen-

¹⁰ Smith, Adam, Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums, 4 Bde., Breslau: Korn 1794 - 1796, Bd. II, S. 206; Salter, John, "Adam Smith on Slavery", in: History of Economic Ideas 4:1-2 (1996), S. 225-251; Lapidus, André, "Le profit ou la domination: la figure de l'esclave dans l'économie d'Adam Smith", in: Celimene, Fred; Legris, André (dir.), L'économie de l'esclavage colonial. Enquête et bilan du 17e au 19e siècle, Paris : CNRS Éditions, S. 47-72.

¹¹ Reinhard, Wolfgang, Lebensformen Europas : eine historische Kulturanthropologie, München: Verlag C.H. Beck, 2004. Auch Robert W. Fogel geht bei der Analyse der Sklavereiforschungen auf anthropologische Konzepte zurück – die moderne Sklavereiforschung in den USA begann mit dem Kulturrelativisten und Ethnosozologen Franz Boas (1858-1942), der die Gleichheit der Menschen betonte, siehe: Fogel, Robert William, The Slavery Debates, 1952-1990: A Retrospective, Baton Rouge: Louisiana State University Press, 2003.

¹² Meillassoux, Anthropologie der Sklaverei ..., S. 20f.; zum Hintergrund der Konzepte von Meillassoux siehe: Deutsch, Jan-Georg, "Sklaverei als historischer Prozeß", in: Deutsch; Wirz, Albert (eds.): Geschichte in Afrika. Einführung in Probleme und Debatten, Berlin: Verlag Das Arabische Buch, 1997, S. 53-74; siehe auch: Thornton, "Slavery and African Social Structure", in: Thornton, Africa and the Africans in the Making of the Atlantic World, 1400-1880, Cambridge: Cambridge University Press, 1998 (Studies in Comparative World History), S. 72-97.

¹³ Patterson, "Slavery, gender, and work in the pre-modern world and early Greece: a cross-cultural analysis", in: Dal Lago; Katsari (eds.), Slave Systems ..., S. 32-69; Hajda, "Slavery in the Greater Lower Columbia Region", S. 563-588.



gefasst werden; sozialwissenschaftlich bildeten sie einen Makrotypus. Am konzentriertesten ist dieser Makrotypus, gemischt mit vollausgeprägten Sklavereitypen, in Afrika.

Kin-Sklaverei umfasst auch Sklaverei von Individuen, die aus dem Kin ausgeschlossen oder von Verwandten in Arbeiten delegiert werden, wie oft Kindersklaven in Regimes der Schuldsklaverei.¹⁴ Ein gutes Beispiel für die Umwandlung eines Kindes als Pfand für eine Schuld in eine Sklavin ist die etwa zehnjährige Swema, ein Yao-Mädchen, das 1865 von ihrer Mutter als Pfand für eine Schuld gegeben wurde, welche die Mutter nicht zurückzahlen konnte. Der Kreditgeber verkaufte, um sein Geld zu bekommen, Swema an vorbeiziehende "Araber" – in Ostafrika eine Bezeichnung für alle Muslime der Küste. Von Kilwa, dem wichtigsten Sklavenhafen Ostafrikas wurde Swema als Sklavin nach Sansibar, dem wichtigsten Sklavenmarkt des Indischen Ozeans verkauft.¹⁵

In Gesellschaften vor der neuzeitlichen atlantischen Sklaverei und in Gesellschaften mit Sklaven gehörten Unfreie meist einer Familie oder einer anderen Art von Verwandtschaftsgruppe an und stehen unter Kontrolle der Verwandtschaftsgruppe, manchmal auch schon unter Kontrolle von Anführern (*big men*; Kaziken oder Anführerinnen).

Im Alten Testament, der Bibel von Juden und Christen, werden Formen patriarchalischer Kin-Sklaverei beschrieben.¹⁶ Auch in relativ egalitären Gesellschaften mag es Fremde, angeheiratete Männer oder Nebenfrauen, gegeben haben, die gefangen, entführt oder geraubt waren, keine Rechte wie die anderen Freien der jeweiligen "Wir-Gruppe" hatten und zumindest mit temporaler Gewalt in diesem Status gehalten wurden. Meist galten sie als unterste Mitglieder der Kin-Gruppe – so wie Sklaven etwa im Alten Testament beschrieben werden. Lovejoy schreibt über Kin-Sklaverei in Afrika: "Slavery was one of many types of dependency, and it was an effective means of controlling people in situations where kinship remained paramount. Slaves lacked ties into the kinship network [of their holders – M.Z.] and only had those rights that were granted on sufferance. [...] While they undoubtedly performed many economic functions, their presence was related to the desire of people, either individually or in small groups of related kin, to bypass the

customary relationship of society in order to increase their power".¹⁷ <"Sklaverei war eine der vielen Abhängigkeitsformen, und es war eine effektive Art, Menschen in Situationen zu kontrollieren, wo Verwandtschaft immer noch das Wichtigste war. Sklaven mangelte es an Bindungen innerhalb des Verwandtschaftsgefüges [ihrer Besitzer – M.Z.] und sie besaßen nur Rechte, die ihnen durch Duldung bewilligt wurden. [...] Während sie unbestritten viele ökonomische Funktionen ausübten, hingen sie sowohl individuell oder als Gruppe von Blutsverwandten vom Willen derjenigen Menschen ab, welche die üblichen gesellschaftlichen Normen negierten, um ihre Macht zu steigern.">

Besonders hart entbrannten die Konflikte um Macht und Territorien menschlicher Gruppen im Übergangsstadium zwischen Sesshaftigkeit und nomadisierender Ressourcen- und Wildbeuterei sowie Sesshaftigkeit und Viehhaltung oder während der Expansion kriegerischer Großreiche. Noch im 21. Jahrhundert betrachten Gartenbauern, wie Aruak und Kariben, Wildbeuter, Fischer und Sammler wie Yanomami oder Warao als eine Art rüdische Tiere ("Affen") unterhalb der Stufe des Menschseins.¹⁸ Andererseits existierten in fast allen Übergangsgesellschaften zur Sesshaftigkeit und in vielen Bauerngesellschaften Kinder oder Frauen der eigenen Gruppe, die über bestimmte Mechanismen an *big men*, *titleholders* oder andere Familien gegeben wurden (oft wegen Armut oder Verschuldung, zur Eroberung von "Ehre" und Status, auch in "Heirats-" und Konkubinatkonstellationen oder als jüngere Verwandtschaft¹⁹.) Diese Arten von "patriarchalischer" oder integrativer Sklaverei, die auf der Kontrolle von fremden weiblichen oder jugendlichen Gefangenen oder von schwächeren und verschuldeten Mitgliedern der eigenen Gruppe, die zugleich fiktive Verwandte wurden oder auch bewusst als Nichtverwandte oder "Kastenlose" behandelt wurden, durch ein meist männliches Familienoberhaupt beruhte, der auch die Kontrolle über "Kinder und Weiber" ausübte, hat ein breites und ausuferndes Feld von Sklavenstatuten, Sklavereiansätzen, Varietäten, Übergangsformen und Graden der Unfreiheit hervorgebracht, die nicht leicht auszumachen und zu unterscheiden sind.

Lokale Formen von Gefangenen- und Kin-Sklavereien sind in allen Teilen der Welt, die von unterschiedlichen Kolonisationsprozessen erfasst wurden, auch für die Herausbildung dessen wichtig

¹⁴ Franklin, Susan; McKinnon, Sarah (eds.), *Relative Values: Reconfiguring Kinship Studies*, Durham and London: Duke University Press, 2001; Carsten, Janet, *After Kinship*, Cambridge [etc.]: Cambridge University Press, 2004.

¹⁵ Alpers, Edward A., "The Other Middle Passage", in: Christopher, Emma; Pybus, Cassandra; Rediker (eds.), *Many Middle Passages. Forced Migration and the Making of the Modern World*, Berkeley [etc.]: University of California Press, 2007, S. 20-38.

¹⁶ Siehe das Stichwort "Sklaven, Sklaverei" (auch oder gerade weil die Sprache veraltet ist), in: Gerritzen, Christian (ed.), *Lexikon der Bibel. Orts- und Personennamen, Daten, Biblische Bücher und Autoren*, Köln: Komet Verlag, o.J., S. 422.

¹⁷ Lovejoy, "The African Setting", in: Lovejoy, *Transformations in Slavery ...*, S. 12-15, hier S. 13.

¹⁸ Heinen, H. Dietrich; Pérez, Antonio, "Zur Lage der indigenen Bevölkerung unter der neuen Verfassung Venezuelas", in: Sevilla, Rafael; Boeckh, Andreas (eds.), *Venezuela. Die Bolivarische Republik*, Tübingen: Horlemann Verlag, 2005, S. 266-276, hier S. 269.

¹⁹ Falola, Toyin; Lovejoy (eds.), *Pawnship in Africa: Debt Bondage in Historical Perspective*, Boulder: Lynne Rienner, 1994 sowie: Lovejoy, "The African Setting", in: Lovejoy, *Transformations in Slavery ...*, S. 12-15.



gewesen, was wir als formierten "eigentlichen" Sklavereitypus (Haus- und Transportsklaverei sowie Plantagensklaverei) der Moderne verstehen – mit den voll ausgeprägten regionalen Formen USA (Südosten und Deep South), Brasilien (Nordosten und Süden) und Kuba (Westen). Systemischer, institutioneller und struktureller Kern dieser Sklavereien war die Plantage, die, wenn man weiterhin so abstrakt soziologisch spricht, durch das andere strukturelle Grundelement der atlantischen Geschichte, das Sklavenschiff, mit Sklavenfangregionen und Produktionsregionen (z.B. Zucker) verbunden war.²⁰ Andere vollausgeprägte Typen von Sklavereien, die sich aus Herrschafts-, Expansions-, Kolonisations- und Akkumulationsprozessen von Nichteuropäern formierten, deren Kern oft der Palast war, bildeten zumindest arabische, indische und afrikanische Typen der Sklaverei.

Vor diesen Massensklavereien gab es Sklaven, die in jeder konkreten Gesellschaft mindestens zeitweilig "Andere" in der "normalen" Sozialstruktur, Rang- und Rechtsordnung bildeten, oft auch ganz bewusst außerhalb gehalten wurden, selbst wenn sie die Grundelemente der Sozialordnung Familien, Clans oder eine wie auch immer "flache" Hierarchie mit realen oder fiktiven Verwandtschaftsgraden bildeten. "Verwandtschaft" ("Kin") ist ein "soziales Beziehungssystem, das sprachlich dem biotischen angeglichen ist [...] Verwandtschaft ist schwer abzugrenzen; sie wird ausgedrückt in Verwandtschaftsterminologien, bestehend aus einem System von Positionen, die man in kulturspezifischer Weise durch Verwandtschaftsterme (Kinklasse) zusammenfasst".²¹ Kriegsgefangene und andere Unterworfenen, Geraubte oder Fremde bildeten vor allem in nichtstaatlichen Gesellschaften und in Häuptlingsgesellschaften (*caziques, chiefs, big men*²²) "Sklaven" der im Einzelnen extrem unterschiedlichen Verwandtschaftssysteme. Diese "Sklaven vor der Sklaverei und ohne den Namen Sklaverei" bildeten und

bilden historische und strukturelle Voraussetzungen der Entwicklung aller entwickelten Sklavereitypen.²³

Die Frage ist nicht, ob wir die Kin-Sklavereien aus heutiger Sicht überhaupt noch unterscheiden müssen (ich denke, wir sollten es unter dem Druck der "neuen" Sklavereien), sondern ob sie auch Ansatzpunkte für entwickelte Sklavereitypen waren, die etwa mit mediterran-europäischen und afrikanischen Sklavereikonzepten zur atlantischen Sklaverei 1450-1888 oder zu anderen formierten Sklavereitypen verschmolzen wurden. Und weil gerade die für Nichteingeweihte wenig erkennbaren Kin- und Lineageformen der Sklaverei nach Ende des atlantischen Sklavenhandels bis weit in das 20. Jahrhundert, zum Teil bis heute überlebten und zu Ansatzpunkten neuer Sklavereien werden.²⁴

Im Schatten der "großen" atlantischen Sklaverei und der Dramatik der Kämpfe um ihre Aufhebung vor allem in den Amerikas geht auch oftmals unter, dass auch vor der europäisch-atlantischen Globalisierung im vorkolumbischen Amerika und an den Grenzen der jeweiligen Eroberungsetappen 1493-1890, im subsaharischen Afrika und Asien oder in der pazifischen Welt verschiedene lokale Kin-Sklavereien, Formen extremer Abhängigkeit und oft formierte Sklavereitypen und sogar Sklavereisysteme unter anderem Namen existierten und zum Teil bis heute existieren – sozusagen weltweit, aber eben lokale Ansatzpunkte globaler Sklavereiformen. Daraus ergibt sich die Frage: Können unter heutigen "globalen" Bedingungen, in denen heute internationale Managements als *gatekeeper* darüber entscheiden, ob sie Lokales (u.a. die Ressource lokaler Kin-Sklaverei- und Abhängigkeitsformen) zu globalem Nutzen aneignen und den lokalen Kontrolleuren von Kins, Lineages und Sklavenarbeit, die Zugang zu neuen Gewinnquellen suchen, Zutritt zu Investitionen, Macht und Status gewähren, "neue" und ebenfalls "große" Sklavereien entstehen.

Die Verwendung eines so allgemeinen, vielgestaltigen und von den behandelten Phänomenen wie "Verwandtschafts"-Sklaverei, in der ein Teil des Begriffs, nämlich Verwandtschaft, sich nachgerade auf Claude Lévi-Strauss²⁵ reimt, ist für Historiker nicht einfach. Ich will es trotzdem versuchen, auch auf die Gefahr hin, zu große Generalisierungen zu machen und zu viele Differenzierungen einzuebennen.

Für die Gesamtheit sowie lokale Formen und Stufen der Verwandten-Sklavereien existiert die allgemeine Bezeichnung "Kin"-Sklaverei ("Kin" = Verwandtschaft) oder "Lineage"-Sklaverei ("Lineage" =

²⁰ Zur Definition von "Plantage" im amerikanischen Zusammenhang siehe: Abello Vives, Alberto; Bassi Arévalo, "Un Caribe por fuera de la ruta de la Plantación", in: Abello Vives (comp.), *Un Caribe sin plantación. Memorias de la cátedra del Caribe colombiano. Primera versión virtual*, San Andrés: Universidad Nacional de Colombia/Observatorio del Caribe Colombiano, 2006, S. 11-43, Definition unter "Definición de plantación", S. 15-19; zum Sklavenschiff als eine der zwei Grundinstitutionen einer atlantischen Sklavereigesellschaft siehe: Rediker, "The Evolution of the Slave Ship", in: Rediker, *The Slave Ship. A Human History*, New York: Viking, 2007, S. 41-72.

²¹ Lévi-Strauss, Claude, *The Elementary Structures of Kinship*, London: Eyre & Sprotiswoode, 1949/1969; Murdock, George Peter, *Social Structure*, New York: The Free Press, 1965; Müller, Ernst Wilhelm, *Der Begriff 'Verwandtschaft' in der modernen Ethnosoziologie*, Berlin: Reimer, 1981; Mies, Maria, *Patriarchy and Accumulation on a World Stage*, London: Zed Books, 1986; Holy, Ladislav, *Anthropological Perspectives on Kinship*, London: Pluto Press, 1996; Wörterbuch der Völkerkunde. Begründet von Walter Hirschberg, Müller, Wolfgang (red.), Berlin: Reimer, 2005, S. 397.

²² Sahlins, Marshall, "Poor Man, Rich Man, Big Man, Chief: Political Types in Melanesia and Polynesia", in: *Comparative Studies in Society and History* 5 (1963), S. 285-303.

²³ Paradigmatisch im Untertitel bei: Lovejoy, "The African Setting", in: Lovejoy, *Transformations in Slavery ...*, S. 12-15.

²⁴ Lovejoy, "The Limited Transformation of Lineage Slavery", in: Lovejoy, *Transformations of Slavery ...*, S. 245-251.

²⁵ Lévi-Strauss, Claude, *Traurige Tropen*, Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun., 1988.



meist mythisch "nach hinten" verlängerte Abstammungsgemeinschaft).²⁶

Nach dem Vorbild der patriarchalischen Gesellschaft Roms wird die männliche Oberkontrolle über einen erweiterten Familienverband, zu dem Frauen, Kinder, Anhänger (Klienten), Diener und Sklaven gehörten, *patriae potestas* (etwa: "väterliche Gewalt" oder "Macht") genannt. Die römische Sklaverei mit ihren Rechtsfiguren des Pater und der Annahme, alle *gentes* (Völker) kannten die Sklaverei, spiegelte ziemlich genau die weite Verbreitung der Kin-Sklavereien zu Beginn unserer Zeitrechnung wider (und darüber hinaus, aber davon wussten die römischen Juristen nichts). Spezifische römische Entstehungsformen der Sklaverei, die auch als Kin-Sklaverei interpretiert werden könnten (vor allem bei den *vernae*), wurden wegen der Expansion aus Staatsinteresse wegen der wirtschaftlichen Bedeutung der Sklaverei in Haus, Handwerk und Villen-Wirtschaft sowie der wachsenden wirtschaftlichen Zentralität als *ius gentium* sowie *ius civile* institutionalisiert und verloren den Anschein des intimen sowie familiären Charakters, welchem der Begriff und (manchmal) die Realität der Kin-Sklaverei anhaftet.²⁷

"Kin-Sklaven" sind zunächst und im Allgemeinen Ansatz wohl Menschen gewesen, deren Hauptmerkmal es war, keine (biologische) Familie und Verwandten (mehr) zu haben. In einer zweiten Stufe bedeutete Kin-Sklaverei die oft oder sogar meist zeitlich begrenzte Sklaverei von Menschen, die aus dieser "Nicht-verwandten- oder ‚Nichtmenschen‘-Position" (und als solche manchmal Opfer von rituellem Mord²⁸) durch ein Ritual herausgelöst wurden, um als "Verwandte" niedrigeren Status, egal ob leibliche, fiktive oder symbolische beziehungsweise klassifikatorische Verwandte, in einen Haushalt²⁹ eingegliedert zu werden, um bestimmte Arbeiten oder Dienste zu leisten, auch mit ihrem Körper. Sie galten lange oder lebenslang als "Jüngere" – quasi ein ewiger "Kinder"-Status. Solche Kins existierten verborgen auch in Massensklavereigesellschaften weiter und in vielen Gesellschaften mit unterschiedlichen Sklavereitypen. Zugleich bestand für Menschen im Kin-Status ohne Massensklaverei die Chance, in die jeweilige Familie, Gruppe oder Gemeinschaft integriert zu werden.³⁰ "Leibliche" Verwandtschaft wird am direktesten durch die Mutter-leibliches Kind-Beziehung hergestellt und

meist anerkannt. "Klassifikatorischer Verwandter" ist ein Begriff aus der Anthropologie für Beziehungspersonen in Gesellschaften, deren politische Verhältnisse sich fast nur auf Beziehungen zwischen Verwandten reduzieren. Im Zusammenhang mit Kin-Sklaverei spielten die Institutionen von Altergruppen, Initiation, Adoption und Heirat, wie auch immer sie genannt wurden und werden, als Passagerituale eine wichtige Rolle. Das gilt auch für kriegerische Männerbünde oder Kriegerlager unter *war-lords*, wie die Imbangala-Alliierten der portugiesischen *war-lords* und Negereros des siebzehnten Jahrhunderts im Kongo und im Hinterland Luandas, die alles taten, um ihre unbeschnittenen jungen Krieger aus den Kin-Beziehungen heraus zu lösen. Sie konnten das nur vor dem Hintergrund der Kin- und Lineage-basierten Kongo- und Mbundu-Gesellschaften.³¹ Eine nachgerade klassische Variante von Kin-Sklaverei ist die chinesische *mui tsai* (oder "kleine jüngere Schwester").³²

Kin-Sklavereien, obwohl sie aus Sicht der entwickelten atlantischen Massensklaverei weniger brutal, grausam, weniger ausbeuterisch und weniger rassistisch erscheinen, waren die sowohl zeitliche wie auch räumliche globale Basis aller Sklaverei; sozusagen die Mutter aller Sklavereien. Der Vater aller Sklavereien wäre dann der Krieg. Und Raub der Onkel, die Tanten Handel (*rescate*) und Verschuldung. Menschenopfer sicherlich nur ein entfernter Bekannter, obwohl eine verschleierte Art Menschenopfer in fremdenfeindlichen und rassistisch verfassten ehemaligen Sklavengesellschaften heute noch als solche existiert (Todesstrafe).³³ Nur unter bestimmten Bedingungen entwickelte sich aus diesen Grundlagen in bestimmten Territorien der Weltgeschichte Palast/Tempelsklaverei, Schuldsklaverei, private Eigentumssklaverei, Wirtschafts- und Massensklaverei sowie transkontinentaler Sklavenhandel als Akkumulationsquelle.

In Rom wurden spezifische Formen der Kin-Sklaverei der Latiner unter etruskischem, samnitischen, phönizischem und griechischem Einfluss durch den Zustrom von Massen von Kriegsgefangenen aus Iberien, Persien, Gallien, Germanien, Britannien und Afrika zur institutionalisierten und rechtlich geregelten Sklaverei unter der Herrschaft des *pater familias* – der die Rolle eines *big man* der Anthropologie einnahm, wie sie auch in anderen Gesellschaften üblich war.

²⁶ Lovejoy, Transformations in Slavery ..., passim (Stichworte: "kinship" sowie "production : lineage mode").

²⁷ Testart, Alain, "L'esclavage comme institution", in: L'Homme 145 (1998), S. 31-69.

²⁸ Meillassoux, "Die Geopferten", in: Meillassoux, Anthropologie des Sklaverei ..., S. 40-41.

²⁹ Siehe zum Beispiel: Willis, J.; Miers, "Becoming a Child of the House. Incorporation, Authority and Resistance in Giriama Society", in: Journal of African History, 38:3 (1997), S. 479-495.

³⁰ Meillassoux, "Die Verweigerung der Verwandtschaft", in: Ebd., S. 34-37.

³¹ Lovejoy, "War-Lords of West-Central Africa", in: Lovejoy, Transformations in Slavery ..., S. 76-80, hier S. 71.

³² Miers, "Mui tsai à travers les yeux d'une victime: histoire de l'asservissement et de l'évasion de Janet LIM", in: Cahiers des Anneaux de la Mémoire. Europe. Afrique. Amériques. Revue annuelle publiée par l'association Les Anneaux de la Mémoire de Nantes 5 (2003), S. 15-32 (=Les Femmes dans la traite et l'esclavage).

³³ Historische Menschenopfer hatten ihren eigenen Sinn, siehe: Green, Menschenopfer. Ritualmord von der Eisenzeit bis zum Ende der Antike ..., passim; Patterson, "Feasts of Blood: 'Race', Religion, and Human Sacrifice in the Postbellum South", in: Patterson, Rituals of Blood: Consequences of Slavery in Two American Centuries, Washington: Basic CivitasBooks/Counterpoint, 1998, S. 169-232.



Allerdings erst nachdem die Römer das endogene Verhältnis zwischen Schuldknechtschaft und Sklaverei in der Hinsicht gelöst hatten, dass römische Schuldner zwar ihre Schuld zurückzahlen sollten und eventuell in die Sklaverei geraten konnten, aber ein Schuldner nicht automatisch der Sklaverei verfiel.

Ich will ein Problem im welthistorischen Vergleich schärfer fassen: was hat die Kin-Sklaverei der Creeks und Cherokee im Südosten der späteren USA oder der Wajúu (Guajiros) in Kolumbien/Venezuela mit der Sklaverei in Rom zu tun? Nichts oder fast nichts bei einem direkten Vergleich. Allerdings ist dieser direkte Vergleich schwierig. Ein sinnvoller Vergleich müsste diachron sein, sagen wir vom Jahr 180 schräg hinüber in das Jahr 1700. Wahrscheinlich würden 90% Unterschiede festgestellt werden. Was ist aber mit den restlichen 10%? - immer unter der Voraussetzung, dass jedem Volk potenziell die Möglichkeit zugestanden wird, es habe eine Entwicklung durchlaufen und hätte unter bestimmten Bedingungen, zu denen auch Zufälle zählen, ebenso mächtig werden können wie die Römer? Also: gibt es in der antiken Sklaverei Roms Ansätze (Grundmechanismen), die der Kin-Sklaverei bei den Cherokee, Pawnee oder Wajúu ähnlich oder gar gleich sind? - immer *cum grano salis*, denn es handelt sich um unterschiedliche Räume, Zeiten und Menschen. Dazu wird man zunächst von der Höhe des Jahres 180 noch einmal 600-800 Jahre in die Geschichte der antiken Welt zurückgehen müssen, um die Anfänge der systemischen antiken Sklaverei zu analysieren. Leonhard Schumacher hebt für die antike Sklaverei zwei Haupttypen des Übergangs von der Freiheit in die Sklaverei hervor, deren gemeinsames Merkmal der gewaltsame "Entzug der Persönlichkeitsrechte"³⁴ war: einen exogenen Typ, durch "Raub und Beute" (militärische Unterwerfung, Räuber, Seeräuber, Entführung sowie Aufnahme von Findelkindern) sowie einen endogenen Typ, einen durch die eigene Gemeinschaft erzwungenen Weg in die Sklaverei. Das "eigentliche Problem" für den Sklavereihistoriker Leonard Schumacher in Bezug auf diesen endogenen Weg ist der Komplex der "Schuldknechtschaft" und Schuldner (attische *bektemoroi* und römische *nexi*) in der frühen griechischen und römischen Geschichte.³⁵ Die Überführung von Schuldnern in die Sklaverei – also eine Versklavung von verschuldeten Griechen durch Griechen der jeweiligen Polis oder von verschuldeten Römern durch Römer – in dieser frühen Zeit erfolgte "zwangsweise im Interesse des Gläubigers [...] mit zumindest mehrheitlicher Billigung durch die

Gemeinschaft".³⁶ Dieser Weg ist im römischen Zwölf-Tafel-Gesetz (451/50 v.u.Z.) festgeschrieben.³⁷

Was war die Aufnahme in die *familia* und die Unterstellung unter den Pater familias anderes als eine spezifische Form von Kin-Sklaverei, bei auch der allgemeinere Modus des Klientelismus eine Rolle spielte? - ehemalige Sklaven blieben in der Klientel ihrer ehemaligen Herren. Den bei Reichen (wer auch immer das war) verschuldeten Bauern Attikas um 600 v.u.Z. blieb im Grunde nichts anderes übrig, als sich oder ihre Kinder in die Sklaverei zu verkaufen. Das gilt im Grunde bis heute für jede Bauerngesellschaft. Die archaische griechische, möglicherweise sogar archaisch-mediterrane Vorstellung von Sklaven, man sollte hier besser von Repräsentation sprechen, war zwar die eines Objekts der Eroberung. Nach Gefangennahme, Raub oder als Kriegsgefangener galten die Menschen als "lebende Tote". Schrittweise wandelte sich das Konzept der unterworfenen, gefangenen oder geraubten Menschen in das eines *sóma* (zunächst: "unbelebter Körper"), eines kommodifizierten Körpers und Handelsobjekts. Als das galten nicht mehr nur ausländische, fremde Körper, sondern mehr und mehr auch arme Menschen (Menschen ohne Land, im griechischen Bereich *theten*, oft möglicherweise Nachkommen ehemaliger Sklavinnen) der eigenen Gesellschaft, vor allem, wenn sie sich verschuldeten.³⁸ Hier setzten einerseits die Reformen Solons³⁹ und die jüdischen Gesetze zum "Schutze der Gemeinfreien" gegen phönizische Handelsherren an (Exodus, 21,2-11), andererseits die schärfere Fassung von Sklaven als definierter Figur innerhalb einer Institution, die später Sklaverei genannt werden wird. Seit den paradigmatischen Solonischen Reformen waren "Sklave" und "Schuldner" getrennte juristische Kategorien. Das traf zunächst alles nur auf attische Verhältnisse im Konkreten zu (Agrarreformen des Pisistratos⁴⁰); setzte aber wohl für die mediterrane und für die so genannte "antike" Sklaverei eine Tradition des Gewohnheitsrechts in Gang. Seit dem 5. Jahrhundert v.u.Z. wurde auch generell eine endogene Versklavung von Bürgern aufgrund von Verschuldung kaum noch praktiziert.⁴¹ Aber vorher gab es sie. Der Zusammenhang Verschuldung als endogene Quelle der

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd., S. 29.

³⁸ Cristofani, Mauro, Die Etrusker. Geheimnisvolle Kultur im antiken Italien, Stuttgart; Zürich: Belsler Verlag, 2006 (Original 1985), S. 104; Patterson, "Slavery, gender, and work in the pre-modern world and early Greece: a cross-cultural analysis", in: Dal Lago; Katsari (eds.), *Slave Systems ...*, S. 32-69, besonders: "Implications for Western History", S. 61-69.

³⁹ Schumacher, "Quellen der antiken Sklaverei und Distribution", S. 25-90, hier S. 27f.

⁴⁰ Mazoyer, Marcel; Roudart, Laurence, "Agrarian Reform and Democracy", in: Mazoyer; Roudart, *A History of world agriculture from the neolithic age to the current crisis*. Translated by James H. Membrez, London; Sterling, VA: Earthscan, 2006, S. 249-250.

⁴¹ Ebd.

³⁴ Schumacher, "Quellen der antiken Sklaverei und Distribution", S. 25-90, hier S. 25.

³⁵ Ebd., S. 26.



Versklavung existierte in Eurasiafrika, auch in Amerika, etwa in Gesellschaften, die eine Art Auslösung wegen Verbrechen kannten. Bei Mord etwa ging es um Auslösung oder Tod (bei den Germanen: Wer-Gelt). Konnte ein Schuldiger die Auslösung nicht zahlen, trat eventuell ein wohlhabender Verwandter in Aktion. Der ausgelöste Verwandte wurde dann nach Recht und Gesetz "Sklave" des reicheren Verwandten. Im Irland des 8.-11. Jahrhunderts musste ein solcher Sklave einen "Sklavengürtel" tragen.⁴² In anderen Gesellschaften gab es ähnliche Statuszeichen. In den meisten afrikanischen Gesellschaften gab es zwar in historischen Zeiten eine Trennung zwischen Schuldknechtschaft und Versklavung, in der Tendenz aber, sicherlich auch unter dem Druck des atlantischen Sklavenhandels, fand eine Angleichung zwischen Schuldsklaven und (meist fremden) "richtigen" Sklaven statt – im Westafrika des atlantischen Sklavenhandels *onkor* oder *donkor*.⁴³ Nach der Atlantikpassage wurde aus Donkor, dem westafrikanischen *sóma*, einerseits ein realer *bozal*, andererseits wurde aus dem Wort *donkine* (Kuba) – ein hinkender schwarzer Teufel der Volkslegenden.⁴⁴

Eine Aussage des berühmten Anführers der Amistad-Gefangenen Cinque (Sengbe Pie) hat im Zusammenhang der Transformation (und des Unterschieds) zwischen den grundlegenden Sklavereitypen Kin-Sklaverei und atlantische Sklaverei keine Beachtung gefunden. Bei seiner Befragung vor Gericht in New Haven 1840 sagt Cinque in Bezug auf die Sklaverei, die ihm aus der afrikanischen Bauerngesellschaft der Mende (oder Mande) im heutigen Sierra Leone gut bekannt war, aus: "I came from Mendi to Lomboko, was taken on road. Four men took me, not taken in war – never sold myself"⁴⁵ <"Ich war auf dem Weg von Mendi nach Lomboko, als ich auf der Straße gefangen genommen wurde. Vier Männer nahmen mich gefangen, ich wurde nicht im Krieg gefangen – nie habe ich mich selbst verkauft."> – wichtig ist der letzte, durch den Gedankenstrich hervorgehobene Satzteil "never sold myself". Cinque verweist auf drei Arten von Versklavung: Kidnapping (Raub, Rescate, *on the road*), Kriegsgefangenschaft und Selbstversklavung ("never sold myself"), die letztere

Variante als eine akzeptierte Selbstversklavung zur Risikominimierung in Bauerngesellschaften, also Kin-Sklaverei.

Die Masse versklavter Bauern und Kinder in bestimmten Regionen Indiens lebt bis heute in Schuldversklavung – der Situation nach der Selbstversklavung mit Kin-Sklaverei.⁴⁶ Im Arthashastra-Kodex, der etwa im 3. Jahrhundert verfasst wurde – die meisten Forscher nehmen an, dass der Text auf das 3. Jahrhundert vor Christus anwendbar ist – findet sich die Aussage, dass "Schuld" ein Grund dafür ist, dass ein Schuldner sich oder seine Familie dem Gläubiger als Pfand gibt. In dem Kodex steht nicht, dass das "Pfand" nicht versklavt werden kann. Also sollte man davon ausgehen, dass Schuld im Gewohnheitsrecht eine Quelle für spezifische Formen von Schuldsklaverei⁴⁷ war, wie in anderen agrarischen Imperien auch. Im 18. Jahrhundert wurde für Gewohnheitsrecht und geschriebenes Recht diskutiert, dass "Pfandsklaven" nicht an weit entfernte Käufer oder Fremde verkauft werden sollten. Das hat mit Fernhandel kriegsgefangener Menschen oder exogener Sklaverei wenig zu tun, ist aber eine Form der Sklaverei. Aber die Einschränkung der Mobilitätsrechte, die ungehemmte Ausbeutung und die "ewige" Hoffnungslosigkeit, jemals aus dieser Situation herauszukommen, ist schlimmste Sklaverei.⁴⁸

In den amerikanischen Gesellschaften der staatenlosen und nach matrilinearen Clans in Dörfern organisierten Cherokee im Südosten Nordamerikas oder der Wajúu im nördlichen Südamerika gab es auch exogene Sklaverei im Sinne von "Raub und Beute" – lange vor der europäischen Expansion und Kolonisation. Über Opfersklaverei will ich jetzt nicht sprechen. Die Gefangenen (oft auch Frauen und Kinder)⁴⁹ als Sklaven wurden eingegliedert, blieben aber, wie vielleicht alle Menschen in dieser Situation, immer irgendwo Fremde; zumindest in der ersten Generation. Sie selbst, wenn sie zu *beloved men* oder *beloved women* aufstiegen, und ihre Kinder allerdings genossen volle Rechte eines Mitglieds ihrer Gemeinschaft (das war in der Antike seit 600-500 v.u.Z. schnell anders⁵⁰). Insgesamt aber waren Sklaven in den frühen amerikanischen Gesellschaften zwar weit

⁴² Lebendige Geschichte: Im Irland der Hochkönige 400-1200, Köln: Komet-Verlag, 2004, S. 67-73.

⁴³ Falola; Lovejoy, "Pawnship in Historical Perspective", in: Falola; Lovejoy (eds.), *Pawnship in Africa. Debt Bondage in Historical Perspective*, Boulder: Westview, 1994, S. 1-26; ich danke Jan-Georg Deutsch für den Hinweis; Rashid, Ismail, "Class, Caste & Social Inequality in West African History", in: Akyeampong, Emmanuel Kwaku (ed.), *Themes in West Africa's History*, Athens; Oxford [etc.]: Ohio University Press/James Curry [etc.], 2006, S. 118-140.

⁴⁴ Feijóo, Samuel, "Donkine Bailador", in: Feijóo, *El negro en la literatura folklórica cubana*, La Habana: Biblioteca Básica de Literatura Cubana, s.a., S. 144f.

⁴⁵ "Testimony of Cinque, January 8, 1840, U.S. District Court, Connecticut": www.amistad.mysticseaport.org/library/court/district/1840.1.8.cinquetest.html (18. Mai 2007).

⁴⁶ Prakash, Gyan, *Bonded histories : genealogies of labor servitude in colonial India*, Cambridge, Mass.; New York: Cambridge University Press, 1990 (Cambridge South Asian Studies; 44).

⁴⁷ Chakravarti, "Of Dasas and Karmakaras: Servile Labour in Ancient India", in: Chakravarti, *Everyday Lives, Everyday Histories ...*, S. 70-100.

⁴⁸ Miers, "Debt-Bondage", in: Miers, *Slavery in the twentieth century ...*, S. 423-425.

⁴⁹ Trenk, Marin, "Ein Aufklärer aus Sachsen am Kaisers Moytoys Hof. Christian Gottlieb Präber (1697-1745) bei den Cherokee", in: Hausberger, Bernd (ed.), *Globale Lebensläufe. Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen*, Wien: Mandelbaum Verlag, 2006, S. 77-97.

⁵⁰ Cunningham, Hugh, "Kinder und Kindheit im antiken und mittelalterlichen Europa", in: Cunningham, *Die Geschichte des Kindes in der Neuzeit*, Düsseldorf: Artemis & Winkler, 2006, S. 35-65, hier vor allem S. 35-46.



verbreitet, aber vor allem auf bestimmte Völker, die auch eine Sklaventradition ausgebildet hatten und sich in konfliktiven Übergangssituationen befanden, konzentriert. Aber in den grundlegenden Mechanismen, Kondensationskerne zur Versklavung aufzuweisen, waren die Gesellschaften des archaischen Roms und die Gesellschaften der Creeks, Cherokees und Wajúu in dieser Beziehung gleich. Das Problem der Verschuldung (endogene Ansätze zur Versklavung trotz oder wegen Kin) mag es bei den Cherokee auch schon vor dem Kontakt mit europäischen Kaufleuten gegeben haben; wirklich virulent wurde es erst, als unter den Indianern durch den Kontakt mit den Europäern eine beschleunigte Hierarchisierung nach wirtschaftlichem Erfolg und sozialem Status einsetzte. Da über ihnen aber noch kein Imperium mit seiner staatlichen Gewalt und seinem Recht wachte, ließen sich die Verschuldeten meist nicht einfach versklaven – das wäre dann die wirkliche endogene Versklavung gewesen –, sondern spalteten sich von ihren früheren Gemeinschaften ab und bildeten eigene Stämme (wie die *Seminolen* in Florida oder die *Cocina* im Grenzgebiet zwischen Kolumbien und Venezuela). Unter globalhistorischer Perspektive haben wir also *cum grano salis* durchaus ähnliche und vergleichbare Verhältnisse, wie in Griechenland vor Solon oder dem Rom des Zwölf-Tafel-Gesetzes; nur fehlen in Amerika die Produktivkräfte, Traditionen und politischen Kontexte, die im Mittelmeergebiet wirksam waren. Als die Europäer mit einer Reihe von Erfindungen und Konzepten nach Amerika kamen, deren Entwicklung schon bei den Griechen, Juden und Römern ansetzten, erhöht sich die Vergleichbarkeit zwischen Wajúu, Cherokee und den archaischen antiken Gesellschaften der Alten Welt in Bezug auf Sklavereien um ein Vielfaches, trotz Franz Boas. Die ersten Sklavereihistoriker, wie José Antonio Saco, betrieben auch gerade diesen Vergleich. Einige Ansatzpunkte zur Entwicklung von Sklavereien hat es in Amerika in der Tendenz wie im Latium der archaischen Zeit gegeben, wie der Raub der Sabinerinnen, "Kaufehe" (*coemptio*), *manus*-Gewalt über die Ehefrau, *patria potestas* über Söhne und Töchter (auch Adoptierte), die Stellung des *pater familias* als Chef der Angehörigen der erweiterten Familie, auch der Sklaven, selbst wenn der Verkauf der in Schuldknechtschaft geratenen *nexi* (Schuldner) über die Grenze zu den Etruskern im frühen Rom eine Besonderheit gewesen sein mag (die Schuldner blieben nach dem Zwölf-Tafel-Gesetz weiterhin Bürger⁵¹). Wie in Amerika oder im jüdischen und babylonischen Recht wurde die Versklavung von Schuldnern überhaupt nicht oder selten und prohibitiv praktiziert. Im Falle der Cherokee, obwohl sie nachgewiesenermaßen Sklaverei und im 18./19. Jahrhundert sogar eigene

Übergangsformen zur Plantagensklaverei praktizierten, hat es Kin-Sklaverei nur in der Negierung von Verwandtschaft gegeben. Die Gefangenen wurden in der ersten Generation nie oder selten in die *familia* im Sinne eines Klientelverbandes aufgenommen. Trotzdem spielte die Verwandtschaft bei der Definition von Cherokee-Sklaverei eine höchst wichtige Rolle. Frauenraub kam aber auch vor, genau wie in Latium, und Männer hatten Rechte über Frauen. Fazit: Die große Bedeutung der Schuldklaverei, der Verkauf von Frauen und Kindern (*ius Mancipationis*, auch in seiner Funktion eines Übergangs von einem Herrschaftsverhältnis ins andere), die Rolle der *Vernae* und die Mitgliedschaft der Sklaven Roms in der *familia*, und sei das auch vorwiegend eine Rechtskonstruktion gewesen, über die gesamte Zeit der Existenz des römischen Staatswesens im Westen (500 v.u.Z bis 500), zeigt doch eigentlich, dass die römische Sklaverei in ihrem archaischen Ansatz und in unserer globalhistorischen Perspektive eben auch eine lokale Variante von Kin-Sklaverei und ihrer historischen Weiterentwicklung unter Bedingungen der mittelmeeischen Welt sowie des Imperiums und seiner Wechselwirkungen mit anderen Sklavereitypen gewesen ist, die bereits im typischen Zusammenspiel zwischen Opferkulten, Handel, Menschenjagd und kriegerischen Razzien nachgewiesenermaßen seit der Eisenzeit um 700 v.u.Z. existierten.⁵²

Die türkisch-osmanische Gesellschaft kannte neben endogener Schuldklaverei wegen der vielen Kämpfe und Kriegsverluste sehr integrative Formen der Kin-Sklaverei, was nicht heißt, dass die Integration gewaltfrei war. In der osmanischen Gesellschaft entwickelten sich aus frühen Formen der Kin-Sklaverei bestimmte Formen von Harems- und Eunuchensklaverei, Schuldklaverei, Haussklaverei, *Kul-*

⁵² Ebd., S. 30f. Ich danke Leonhard Schumacher für seine Erklärung, die die Gleichsetzung von Sklaverei und Unfreiheit vermeint und Kin-Sklaverei (ich würde sagen, im engeren Sinne, also ob Mitglieder der eigenen Verwandtschaft in den Zeiten der juristische relativ klar geregelten Sklaverei (nach Solon und nach Zwölf-Tafel-Gesetz-Zeiten) versklavt werden durften und wurden; ich meine aber mit Kin-Sklaverei, die Eingliederung von "fremden" Menschen in die wie auch immer definierte Verwandtschaft) für das archaische Latium und für Rom ablehnt (E-Mail vom 19. November 2005). Mir geht es nicht um Gleichsetzung im Sinne von völliger Analogie, sondern um historische Entwicklung und um komparatistische Relativierung des im Westen vorherrschenden "römischen" Modells der weltgeschichtlichen Entwicklung durch Verweis auf die Existenz von sicherlich spezifischer Kin-Sklaverei als ein lokaler Ansatz auch im frühen Latium/Rom für Entwicklung und Übergang zu einer bestimmten Form von vor allem rechtlich definierter Eigentums-Sklaverei, die bis zu einem gewissen Grade als Kin-Sklaverei (historisch etwa bis dahin, wo im Innern, andere Formen der Unfreiheit - Haussöhne, Frauen, Schuldner - als von der Sklaverei unterschiedene Unfreiheiten definiert worden sind und extern, als die Macht Roms, zu deren Grundlagen auch die scharf definierte Eigentums-Sklaverei zählte, die Weiterentwicklung bestimmter Kulturen mit ihren ebenfalls spezifischen Abhängigkeitsformen, wie etwa der keltischen Kultur, verhinderte) vergleichbar ist mit der Entwicklung anderer Sklavereien und nicht immer nur als "Modell" eine Ausnahme darstellen muss, an dem andere gemessen werden. Für Ost- und Südostasien, China, das Innere des subsaharischen Afrika oder Ozeanien gilt das römische Modell, wenn überhaupt erst in der durch die einzelnen Branchen der europäischen Expansion wieder erfundenen Form.

⁵¹ Schumacher, "Quellen der antiken Sklaverei und Distribution", S. 25-90, hier S. 30.



Militärsklaverei der elitären Janitscharen und Mameluken⁵³ sowie punktuell bestimmte Formen der wirtschaftlichen Massensklaverei und militarisierter Zwangsarbeit. Allerdings ohne den individualisierten Eigentumsbegriff Westeuropas, in dessen Kern im "römischen" Recht und in Europa sowieso individueller Landbesitz stand. Die Rechtskonstruktion des individuellen Landbesitzes gab es in osmanischen und indischen Gesellschaften nicht. In Europa haben über den Mechanismus der "Belohnung der Treue" Herren in vielen Gebieten im Laufe des europäischen Mittelalters im Vasallentum Quasi-Eigentumsrechte erlangt, die dann in den bürgerlichen Revolutionen meist in volles Eigentum umgewandelt worden sind.⁵⁴ Die Hauptfunktion der osmanischen Kin-Sklaverei dagegen war es, viele Menschen zu kontrollieren, wie Kinder von Haremssklavinnen und Sklavensoldaten, um konkurrierenden Clans der eigenen Gesellschaft zu schwächen und die möglichst absolute Position des Herrscher-Clans, einer Familie unter den Eliten, zu stärken; auch seine Verfügungsgewalt über "alles Land". Der politische, nicht in erster Linie wirtschaftliche Ansatz dieser Sklaverei bleibt erkennbar – wenn man nicht das demographische Moment auch für ein eher wirtschaftliches hält. Aber auch diese Sklaverei wurde im Laufe des Aufstiegs der Osmanen (1300-1639) weiter entwickelt, institutionalisiert und verrechtlicht, es entstand so etwas wie Privateigentum an Sklaven, obwohl verwandtschaftliche Formen, Benennungen und Obereigentum des Monarchen immer erkennbar blieben.⁵⁵ Das gab es auf Plantagen, sagen wir von South Carolina oder Kuba, wo das Obereigentum der Krone bis 1818 auch ein Problem blieb, offiziell nicht. Aber selbst dort, in allen Gebieten, wo Sklaven aus der Bantu-Kultur⁵⁶ eine Rolle spielten, werden Respektspersonen in der Familie noch heute mit *tata* angesprochen; ganze politische Klientelschaften sprachen ihren Anführer ebenfalls mit *Tata* ("Vater") an. Der französische Abolitionist Victor Schoelcher (1804-1893) reiste in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch die Karibik, um die Auswirkungen der englischen Aufhebung der Sklaverei auf die französischen und spanischen Kolonien zu studieren. Auf Puerto Rico stellte er nicht nur fest, dass die Sklaven im Zucker von früh 3.00 bis abends 20.00 oder 21.00 während der Zuckerernte (*zafra*) regelrecht

zu Tode gearbeitet wurden, sondern auch, dass sie für die harten Prügelstrafen, mit denen die Disziplin aufrecht erhalten wurde, den Aufsehern (*mayorales*) auch noch in Verwandtschaftstermini (Vater, Onkel) danken mussten.⁵⁷

Für matrilineare Gesellschaften ist Sklaverei ebenfalls nachgewiesen, sogar ziemlich häufig.⁵⁸ Männer konnten sich in matrilineare Clans oft leichter eingliedern; Kinder dieser Sklaven mit Müttern des entsprechenden Clans hatten meist sofort volle Rechte. Männer hatten oft nur durch die Heirat mit Sklavinnen die Möglichkeit, sich eine persönliche Gefolgschaft aus Männern zu schaffen, die nicht den "alten" Lineages herrschender Mütter angehörten.

Für fast die gesamte Weltgeschichte seit wahrscheinlich mehr als 10 000 Jahren sind kleinere vertikale Varianten der Verwandten (*Kin*)-Sklavereien das Normale.⁵⁹ Bestimmte Varianten der Kin-Sklaverei waren eng mit der Negierung oder Verweigerung von Verwandtschaft verbunden. Wenn Kriegsgefangene nicht potenziell als "Verwandte" (manchmal selbst dann, siehe die Chibcha des Caucales) angenommen wurden, verfielen sie und ihr Körper der Opferung oder sie blieben als Kriegsgefangene in einer Art Nicht-Menschen-Zustand, auch wenn sie nicht geopfert wurden. Sie waren Quasi-Menschen und Sklaven. Bei den Cherokees oder Creeks im Südosten Nordamerikas stellten sie radikal Nichtverwandte (*anti-parents*) dar und wurden in der ersten Stufe der Kin-Sklaverei fixiert. Weil sie keine Familie hatten, waren sie Sklaven und weil sie Sklaven waren, hatten sie keine Familie und keinen Clan. Kin und Sklaverei sind in gewisser Weise Oppositionen⁶⁰: die Aufnahme als Verwandter der erste Schritt aus diesem Zustand des Chaos hin zu geordneten Verhältnissen mit einer Reihe von sozialen Verpflichtungen.⁶¹ Genau dieses dauernde Nicht-

⁵⁷ Schoelcher, Victor, *Colonies étrangères et Haiti, résultats de l'émancipation anglaise*, Paris: Ed. Pagnerre, 1843, S. 329-336 (Deutsch: Schölcher, Victor, *Die Antillen mit besonderer Rücksicht auf die Emancipation der Negerklaven* geschildert. Aus dem Französischen übersetzt von Gottlob Fink. Erster Theil, 2. Abtheilung und Zweiter Theil, 1.-4. Abtheilung. 5 Bände, Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, 1851).

⁵⁸ Eine Zusammenfassung zur Debatte um Matrilinearität an empirischen Fällen des subsaharischen Afrika mit Beispielen auch aus Amerika siehe bei: Aixelà, Yolanda, "Parentesco y género en el África subsahariana. La categorización sexual de los grupos matrilineales", in: *Studia Africana. Revista interuniversitària d'estudis africans*, Nr. 16, Barcelona (octubre 2005), S. 81-89.

⁵⁹ Patterson, "Fictive Kinship", in: Patterson, *Slavery and Social Death ...*, S. 62-76.

⁶⁰ Kopytoff, Igor; Miers, "Introduction: African 'Slavery' as an Institution of Marginality", in: Miers; Kopytoff (eds.), *Slavery in Africa. Historical and Anthropological Perspectives*, Madison: University of Wisconsin Press, 1977, S. 3-84; Kopytoff und Miers hielten diese Art von Sklaverei für die dominierende in Afrika; Hatley, Thomas, *The Dividing Paths: Cherokees and South Carolingians through the Revolutionary Era*, New York: Oxford University Press, 1993; Saunt, "The English has now a Mind to make Slaves of them all". Creeks, Seminoles and the Problem of Slavery", in: *American Indian Quarterly* 22 (1998), S. 157-180.

⁶¹ Deshalb hält auch Max Weber Familie und Sklaverei für entgegengesetzt und die Nichtgewährung des Familienstatus für Sklaven der römischen

⁵³ Toledano, Ehud R., "Ottoman Concepts of Slavery in the Period of Reform, 1830s-1880s", in: Klein (ed.), *Breaking the chains: slavery, bondage, and emancipation in modern Africa and Asia*, Madison: University of Wisconsin Press, 1993, S. 37-63.

⁵⁴ Faroqhi, Suraiya, *Geschichte der Osmanischen Reiches*, München: Verlag C.H. Beck, 32004, passim, zu Janitscharen und Sklaverei und zum Harem siehe: Ebd., S. 23f., S. 70ff.

⁵⁵ Toledano, *The Ottoman slave trade and its suppression, 1840-1890*, Princeton: Princeton University, 1982; Toledano, "Ottoman Concepts of Slavery in the Period of Reform, 1830s-1880s", S. 37-63.

⁵⁶ Heywood, Linda (ed.), *Central Africans and Cultural Transformations in the American Diaspora*, Cambridge: Cambridge University Press, 2002.



vorhandensein der schützenden Verwandtschaft, dieser prolongierte und in gewissem Sinne bewusst multiplizierte Outsider-Status der Entfremdung⁶² definierte im nicht so leicht sichtbaren Kern spätere "Sklaverei" oder den Verkauf solcher "Nichtverwandter" an fremde Sklavenkäufer und den Status, zwar äußerlich wie ein Mensch auszusehen, aber wegen des Fehlens eines Clans eben kein richtiger Mensch zu sein – ein Grundvorgang der Sklavereigeschichte wie der Kolonialgeschichte und der kolonialen Wirtschaftsgeschichte des Sklavenhandels. Die formaljuristische Definition des Fehlens aller Rechte und sogar des Grundrechts als "Mensch" in den jeweiligen kulturellen Definitionen, Traditionen und Konnotationen ist zwar wichtig für die Scharfzeichnung der "römischen" Sklaverei. Dieser Sklavereityp und seine Rechtsform werden aber relativiert, wenn man weiß, dass alle Völker ihre Rechtssammlungen hatten, sie aber oft nicht in den für europäische Schriftkulturen gewohnten Formen kodifizierten. Es gab aber auch Fälle der Kin-Sklaverei (Iroquois, Tupí, Chibcha-Muisca, Kwaqitl), wo Gefangene erst adoptiert, rituell als "Verwandte" klassifiziert und dann geopfert wurden. Die Creeks kannten schon vor der Ankunft der Spanier in Florida Sklaverei. Die Spanier kamen und beanspruchten Territorien zur Siedlung. Deshalb waren sie zunächst die Hauptfeinde der Creeks. Die Creeks verstanden sich mit den Franzosen in Louisiana und Engländern in Carolina und Georgia besser, die zunächst nur Handel trieben und nicht sofort auf Land aus waren. So trieben die Creeks Handel mit Engländern und Franzosen, auch Handel mit kriegsgefangenen Sklaven. Die Sklaven der Creek waren eindeutig definiert: es waren Leute ohne Kin in einer Welt der Kins. Aus diesem Status konnten Sklaven durch zweierlei Weise entkommen (Flucht oder Befreiung vernachlässige ich hier): durch Opfer, das heißt grausame Verstümmelung der Körper und rituellen Mord von männlichen Kriegsgefangenen, oder durch rituelle Adoption von (meist) Frauen und Kindern, die dann noch bestimmte Zeit einen Quasi-Sklavenstatus als mindere Verwandte hatten. Sklaverei und Sklavenhandel mit Nicht-Kins war auch den Völkern der Pawnees und Sioux (Lakota) bekannt, als Franzosen, *métis* oder *mestizos*⁶³ und Engländer mit ihnen Handel begannen. Die Indianer nannten ihre Sklaven *panis* – ein Wort, das dem

ethnischen Begriff *pannee* zugrunde liegt, welche die Sioux oft versklavten. Fellhandel und Sklavenhandel sowie Allianzen zwischen Indianern und europäischen Kolonisten gingen Hand in Hand seit dem siebzehnten Jahrhundert. Im Süden Nordamerikas, in den Kontaktzonen mit Spaniern und Missionaren oder französischen Hugenotten geschah das sogar schon im 16. Jahrhundert. Oft wurden indianische Kriegsgefangene, Panis und Kin-Sklaven, am Beginn der Handelsbeziehungen den europäischen Händlern, die eigentlich Pelze, Felle oder Gold wollten, aufgezwungen, wie es auch in den frühen Zeiten des iberisch-afrikanischen Handels in Westafrika (1450-1550) geschehen war. Die indianischen Sklaven wurden dann von Engländern und Franzosen öfter auch in die Karibik verkauft, um mit dem Äquivalent Sklaven an richtiges Geld oder Silber heranzukommen. Manchmal wurden die Panis (Kriegsgefangene/Sklaven) der Pawnees oder Sioux von Franzosen des Nordostens erst an Engländer oder Mestizos im Süden oder Südosten verkauft und dann weiter in die Karibik. Ein ähnlicher Menschenhandel mit Kriegsgefangenen, die im nördlichen Südamerika *poitos* hießen, geschah vor allem in den südamerikanischen Guyanas oder unter anderen Namen in anderen schwierigen Territorien Süd- und Mittelamerikas, wie den Miskitoküsten von Südyucatán bis Panamá, am Golf von Darién sowie an der Guajira-Halbinsel, die von See aus erreicht werden konnten.

An Handelsgrenzen herrschte auf allen Seiten Pioniergeist. Englische Händler, Kolonisten sowie ihre Sklaven lebten als Pioniere unter vergleichbaren Bedingungen, so dass etwa Creek-Beobachter der Sklaverei der Europäer zunächst keine großen Unterschiede zu ihrer eigenen Sklaverei feststellen konnten, höchstens den, dass die Engländer zum Fesseln ihrer Sklaven "Luxusgegenstände" aus Eisen, wie Ketten und eiserne Handfesseln benutzten, sie selbst aber Leder oder Stricke. Bald kamen aber mehr und mehr Engländer. Einige von ihnen waren wegen der akkumulierten Handelsgewinne immer mehr darauf aus, Kapitalien in dem Landstrich der indianischen Jagdgebiete, den sie Carolina nannten, in Plantagen anzulegen, afrikanische Sklaven einzuführen und ihre Gewinne zu verstetigen. Die Creeks machten so zwischen etwa 1700 und 1730, vor allem nach dem Yamasee-Krieg 1718, eine für sie abstoßende und beunruhigende Entdeckung. Die Sklaverei der schwarzen Sklaven im englischen Bereich war etwas ziemlich anderes als "ihre" Sklaverei. Als dann noch eine Reihe von Engländern sowie Schotten in Clans der Creeks einheirateten, die ersten Mestizen neue Wirtschaftsprinzipien einführten und eine Reihe von Anführern, wohlhabende Frauen und Big Men, versuchten, den "neuen" Sklavereityp auch bei Creeks einzuführen, kam es nach und nach – auch weil der Handel mit Hirschfellen an Bedeutung verlor – zu erheblichen wirtschaftlichen und sozialen Differen-

Villenvirtschaft für den Hauptgrund des Niedergangs der römischen Gesellschaft, siehe: Weber, Max, "Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur (1896)", in: Weber, Schriften 1894-1922, ausgewählt von Kaesler, Dirk, Stuttgart: Kröner, 2002, S. 47-68.

⁶² Palmié, Stephan, "Introduction", in: Palmié, Stephan (ed.), *Slave Cultures and the Cultures of Slavery*, Knoxville: The University of Tennessee Press, 21997, S. IX-XLVI, siehe auch für die indianischen Gesellschaften Nordamerikas: Strong, "Transforming Outsiders: Captivity, Adoption, and Slavery Reconsidered", S. 339-356.

⁶³ Henneberg, Horst, *Die Métis – Die Falken des Nordwestens*, Wyk auf Föhr: Verlag für Amerikanistik 2000; Brown, Jennifer; Schenk, Theresa, "Métis, Mestizo, and Mixed-Bloods", in: Deloria; Salisbury (eds.), *A Companion to American Indian History ...*, S. 321-338.



zierungen, zu neuen Diskursen sowie Attitüden und damit zur Herausbildung einer wirklich Sklaven haltenden Gesellschaft bei den Creeks, sogar mit "atlantischen Sklaven". Die Kin-Sklaverei vorher war nur ein punktuelles Phänomen gewesen. Das bedeutete nicht, dass diese Sklaverei auch rassistisch in dem Sinne war, dass die Sklavenhalter einen visuell definierten Typus ("Weiße") und Sklaven einen anderen Typus ("Schwarze") verkörperten.⁶⁴ Eine Reihe prominenter Big Men der Creeks, zugleich Sklavenhalter, waren Mestizen, "schwarze" oder "farbige" Creeks. Das Problem der damals "neuen" Sklaverei bestimmte das Schicksal der Creeks im 18. und 19. Jahrhundert. 1812-1814, normalerweise bekannt als "Zweiter Krieg zwischen USA und Großbritannien" (oder: *war of 1812*), kam es auch zu einem Krieg unter den Creeks: Sklavenhalter der Creeks, die den *white man's way* gingen, kämpften gegen Creek-Jäger und Menschenjäger traditioneller Art, die sich mit Tecumseh und den Spaniern verbündet hatten (*redsticks*). Nach ihrer Niederlage schlossen sich viele Redsticks und Southern Creeks den Seminolen in Florida an.⁶⁵

Nur unter bestimmten und meist sehr besonderen welthistorischen Bedingungen entstanden also Konstellationen und Situationen, aus denen heraus sich aus Kin-Sklavereien wirtschaftlich relevante Formen des eher horizontal geformten Sklavereityps der Europäer "römischer" Tradition, Massensklaverei oder *large-scale*-Sklavereien mit Hilfe von präjuristischer Gewalt und Rechtsformen des individuellen Eigentums entwickeln konnten.⁶⁶

Endogene, das heißt lokale und innere Kin-Sklavereien sind als Sklavereiansätze, Schuldsklaverei oder als Bestandteil von entwickelteren Formen der Sklaverei auf den ersten und zweiten Blick oft gar nicht oder nicht mehr erkennbar, weil sie von ethnischen, kulturellen oder religiösen Besonderheiten der jeweiligen Kosmologie, Kultur, Ethnie, Politik, Verfassung, des Rechtssystems und der Zeit überlagert sind – und von Elitediskursen sowieso, aber auch ganz profanen Problemen der Sprache. So sind sich griechische und lateinische Quellen durchaus uneins über die Art der Abhängigkeit der unteren Klassen der Etrusker von den Eliten – lateinische Quellen sprechen manchmal von *servi* (im Sinne von Sklaven), griechische Quelle,

die insgesamt sozioökonomische Kategorien genauer erfassen, nie.⁶⁷

Globalgeschichtliche Differenzen scheinen also sehr groß. Aber im Sinne der Suche nach welt-historischen Entstehungsformen der Sklaverei ziehe ich Linien von Kin-Sklavereien zur Eigentums-Sklaverei "römischen" Typus und zu anderen Typen systemischer Sklavereien, auch wenn ich damit zugegebenermaßen die evolutive Linearität von Sklaverei überbetone. Eine ähnliche Problematik in Bezug auf die Erkennbarkeit gilt auch für die Übergangsbereiche zwischen Kin-Abhängigkeitsformen, Schuldknechtschaft und Sklaverei, Leibeigenschaft (Eigenschaft, Halseigenschaft etc., Hörigkeit), Unfreiheit und Sklaverei⁶⁸ sowie zwischen unterschiedlichen Sklavereitypen, vielfältigen polykulturellen Abhängigkeitsformen und bestimmten Aspekten von früher "Lohnarbeit", vor allem seit dem späten 18. und im 19. Jahrhundert (vor allem was die Anwendung von Zwang betrifft).⁶⁹ In Südostasien und Südasien existieren vielfältige *bondage*-Formen sowie Formen extremer Abhängigkeit, die durch eine Vielfalt von Benennungen und Statuszuschreibungen gekennzeichnet waren und oft sogar durch Wechsel von einer Abhängigkeitsgruppe in die anderer oder den symbolischen Ausschluss aus einer Abhängigkeitsgruppe – etwa der Untertanen des Königs.⁷⁰ Die russische Dorfgemeinschaft ist in diesem Sinne auch eine spezielle Ausprägung von Verwandtschaft (Kin).

Einfacher erkennbar ist dagegen die Verbindung zwischen dem Grundvorgang des Kidnapping, der Razzia und der Gefangennahme sowie verschiedenen Formen von Sklaverei und Sklavenhandel – ausgedrückt wird dieser Zusammenhang im Begriff des Slaving (Joseph C. Miller).⁷¹

Zu den welthistorischen Situationen der Diffusion und gegenseitigen Synergie von formierten Sklaverei-

⁶⁴ Olwell, Robert, "A Colonial Slave Society", in: Olwell, Masters, Slaves, and Subjects. The Cultures of Power in the South Carolina Low Country 1740-1790, Ithaca and London: Cornell University Press, 1998, S. 52-55.

⁶⁵ Zum Krieg von 1812 siehe die eher traditionelle Darstellung: Hickey, Donald R., The War of 1812. A Forgotten Conflict, Urbana and Chicago: University of Illinois Press, 1989, S. 146ff.; Holland Braund, Kathryn E., "The Creek Indians, Blacks, and Slavery", in: The Journal of Southern History Vol. LVII:4 (November 1991), S. 601-636; Saunt, "The English has now a Mind to make Slaves of them all". Creeks, Seminoles and the Problem of Slavery", S. 157-180.

⁶⁶ Klein, "Introduction: Modern European Expansion and Traditional Servitude in Africa and Asia", S. 3-36.

⁶⁷ Cristofani, "Gesellschaft und Staat. Klassen und Wandlungen der Gesellschaft", Cristofani, Die Etrusker ..., S. 100-108.

⁶⁸ Schmidt, Leibeigenschaft im Ostseeraum ..., passim.

⁶⁹ Bergquist, Charles, Labor in Latin America. Comparative Essays on Chile, Argentina, Venezuela, and Colombia, Stanford: Stanford University Press, 1986; Turner, Mary (ed.), From Chattel Slaves to Wage Slaves: The Dynamics of Labour Bargaining in the Americas, Kingston [etc.]: Ian Randle, 1995; Brass; Linden (eds.), Free and Unfree Labour ..., passim; Casanovas, Joan, Bread, or Bullets! Urban Labor and Spanish Colonialism in Cuba, 1850-1898, Pittsburgh, 1998; Linden, "Conceptualising the World Working Class", in: Bhattacharya, Sabyasachi; Lucassen, Jan (eds.), Workers in the Informal Sector. Studies in Labour History 1800-2000, Delhi: Macmillan India Ltd., in association with South-South Exchange Programme for Research on the History of Development, 2005, S. 21-44 (Deutsch: Linden, "Plädoyer für eine historische Neubestimmung der Welt-Arbeiterklasse" in: Sozial.Geschichte 20:3 (2005), S. 7-28).

⁷⁰ Reid, Anthony, "The Decline of Slavery in Nineteenth-Century Indonesia", in: Klein (ed.), Breaking the chains ..., S. 64-82; Condominas, Georges (dir.), Formes extrêmes de dépendance. Contributions à l'étude de l'esclavage en Asie du Sud-Est, Paris: Éditions de l'ÉHESS, 1998 (Civilisations et sociétés; 96).

⁷¹ Unger, Andreas, "Razzia", in: Unger, Von Algebra bis Zucker. Arabische Wörter im Deutsche, Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co., 2006, S. 187-189.



typen und Kin-Sklavereien gehören im Geschichtskanon des Westens die massive Expansion des römischen Reiches, die arabisch-islamische, persisch-mongolisch-islamische Expansion und osmanische Expansion, die Expansion West- und Südeuropas sowie Nordwesteuropas nach Westen und in den atlantischen Raum.

Je stärker heute das Gewicht Indiens und Chinas zunimmt, kommen mehr und mehr auch indische und chinesische Expansionen zum Bild einer dynamischen Welt- und Globalgeschichte hinzu.⁷² Ganze Prozesse und einzelne Schübe von Expansionen des Westens gab es, wenn man antike Gesellschaften des Mittelmeerraumes als "Westen" fasst, seit 340 v.u.Z. (Alexanderzüge, Hellenismus), dann massiv mit Rom seit ca. 200 v.u.Z. und dann erst wieder seit etwa 1000, wie die so genannte "spanische" Reconquista, die normannische Atlantikexpansion sowie die Eroberung von atlantischen Küstengebieten Westeuropas und Siziliens sowie die dänische, polnische, deutsche und slawisch-warägische Ost- und Südexpansion. Im engeren Sinne gehören zu diesen Situationen, über die umstrittenen Grenzen Europas hinausgehend, 1100-1350 die Kreuzzüge⁷³, die mongolische Expansion, die iberische Expansion sowie die Konquista Amerikas (1493-1890) und die nachfolgende demographische Katastrophe (das heißt, das Massensterben der ursprünglichen Bewohner Amerikas) sowie die Konquista Angolas (1560-1660), die Mogul-Expansion, die Expansion der Madschu und die Eroberung des





Westens in Nord- und Südamerika sowie Australiens (1788-1900), schließlich auch die Kolonisierung Afrikas und von Teilen Asiens.⁷⁴ Aber innerhalb Europas gehören eben auch die Reconquistaschübe der Iberischen Halbinsel, die dänischen, polnischen, schwedische und deutschen Ostexpansionen und die osmanische Expansion wie auch ihre Rückdrängungsexpansionen durch Habsburgerreich und Russisches Reich dazu. Andere Expansionen – ich erwähne nur die Karibenexpansion im Norden Südamerikas, die Bantuexpansion in Afrika oder die malaiische Expansion sowie pazifische Expansionen – liegen noch weitgehend außerhalb des westlichen Kanons.

(Michael Zeuske, Universität zu Köln)

⁷² Die beste kartographische Umsetzung findet sich in Atlanten aus anglophonen Welt: Black (ed.), Dumont Atlas der Weltgeschichte ..., passim; siehe auch: Oliphant, Margaret, Der grosse Atlas der Alten Welt in Bildern, Daten und Fakten. Aus dem Englischen von Konrad Dietzfelbinger, Erfstadt: area verlag GmbH, 2006 (Original: 1992; das Amerika-Kapitel, S. 178-201 von Iris Barry): mit folgenden protagonistischen Zentren: Mesopotamien, Ägypten, Persien, prähistorisches Europa, Griechenland und die Ägais, die römische Welt, Indien, China, Nord-, Mittel- und Südamerika, all das ist die "Alte Welt".

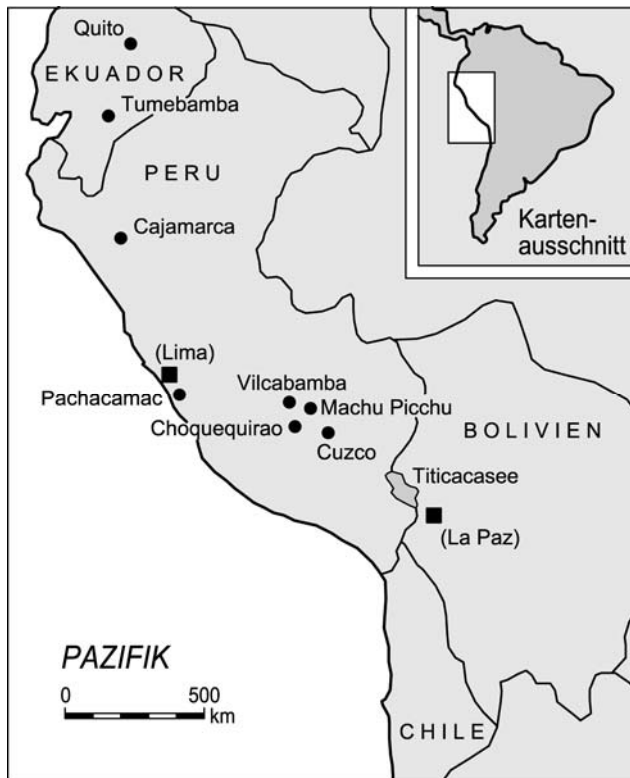
⁷³ Wiczorek, Alfred; Fansa, Mamoun, Meller, Harald (eds.), Saladin und die Kreuzfahrer. Begleitband zur Sonderausstellung "Saladin und die Kreuzfahrer" im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle /Saale, Mannheim: Reiss-Engelhorn-Museen; Mainz am Rhein: Verlag Philipp von Zabern, 2005.

⁷⁴ Klein, "Introduction: Modern European Expansion and Traditional Servitude in Africa and Asia", S. 3-36.

	
<p>LANDES VERBAND LIPPE</p> 	
<p>LIPPISCHES LANDESMUSEUM DETMOLD</p> 	
<p>Ameide 4 32756 Detmold</p> <p>Tel. 05231/9925-0 Fax: 05231/9925-25 mail@lippisches-landesmuseum.de www.lippisches-landesmuseum.de</p> <p>In reizvoller Lage am Detmolder Burggraben liegt das größte Regionalmuseum Ostwestfalen-Lippes. Auf 5000 m² Ausstellungsfläche werden umfangreiche Sammlungen zur Ur- und Frühgeschichte, Naturkunde, Volkskunde, Landesgeschichte, Kunstgeschichte, Völkerkunde sowie Möbel- und Innenarchitektur präsentiert. Interessante Sonderausstellungen, Vorträge, Museumsfeste, Workshops und themenbezogene Führungen ergänzen das große Angebot. Für Gruppen sind auch "Kaffeeprogramme" buchbar.</p>	

Mula, Mula, unterwegs zur versteckten heiligen Schwester von Machu Picchu, nach Choquequirao

Ute Boewen



Übersichtskarte.

Majestätische, schneebedeckte Andengipfel, aktive Vulkane, undurchdringliche Regenwälder und eine pazifische Küstenwüste gigantischer Länge – allein landschaftlich bietet Peru schon eine faszinierende Welt der Extreme. Mit dem Land verbindet man aber auch die 9-Millionen-Stadt Lima, die Linien von Nasca, das Colca-Tal bei Arequipa, den Titicacasee, das Reich der Mochica mit dem Herrn von Sipán im Norden und mit den Chachapoyas, den Wolkenmenschen im Dschungel Amazoniens. Da ist aber auch noch die alte Inkahauptstadt Cusco und Machu Picchu, das neue (alte) Weltwunder seit dem 7.7.2007 und Weltkulturerbe seit 1983. Seine wahrscheinlichen Erbauer, die Inka, waren die Träger der letzten Kultur im Reigen einer 5000jährigen Geschichte, deren allerletztes Kapitel aber noch nicht geschrieben ist, da viele archäologische Schätze durch den Wüstensand, die Anden oder den Dschungel immer noch nicht freigegeben wurden.

Wer sich in den Andenstaat aufmacht, wird in jeder Hinsicht reich belohnt; egal, ob Historiker, Archäologe, Anthropologe, Botaniker, Geologe, Fotograf oder "nur" begeisterter Andentrekker. Mitbringen sollte man



Blicke auf die Anlage.

möglichst ausreichend Zeit, um nicht alle Höhepunkte, die das Land bietet, im Eiltempo abhaken zu müssen, und eine gute Kondition. Die noch schwer erreichbare

heilige Schwester von Machu Picchu, Choquequirao, verlangt ihren zeitlichen Tribut.

Es ist kein Sonntagsspaziergang, auf den wir uns machen. Meine Begleiter sind eine Peruanerin aus Cusco und ihr dreijähriger weißer Labrador Ikarus, zwei kleine Pferde, vier Maulesel (Mulas) fürs Gepäck und den Proviant, zwei Treiber und ein Koch sowie zwei Lebendhühner. Wir wollen uns zehn Tage Zeit lassen für die Tour. Keine Straße, keine Bahngleise und auch kein Helikopter bringen Reisende nach Choquequirao in den südlichen Anden zwischen den Departments Apurímac und Cusco.

In Cachora (2.800 m), einem 3000 Seelen-Ort mit fortschreitender Infrastruktur und einer der Trekking-Ausgangspunkte, kann man gesattelte Pferde, Maulesel und die dazugehörigen Begleiter mieten. Bis dahin gelangt man mit dem öffentlichen Bus oder mit dem Taxi, aus Cusco kommend Richtung Abancay.

Die Strecke von Cachora bis Choquequirao von insgesamt 32 km muss man sich erobern, zu Fuß oder zu Pferde. Sie gehört nicht zum sogenannten Qapaq Ñan, dem alten inkaischen Wegenetz, das vor über 600 Jahren mit 40.000 km das gesamte Inkareich von Süd-kolumbien bis nach Argentinien und Chile überzog.

Zunächst geht es in einer grandiosen Andenlandschaft durch Eukalyptushaine mit dem Blick in tiefe Cañons, auf fruchtbare Terrassenfelder, kleine Ansiedlungen an Hängen und viele schneebedeckte Häupter der Kordillere von Salcantay. An jedem frischen Quell laben sich alle unsere Vierbeiner. Das kalte Gebirgswasser auf dem Weg und den diversen Campingplätzen macht aber auch so manchen müden Wanderer wieder munter. Kein Auto fährt hier und kein Handy funktioniert mehr. Nichts erinnert uns an das digitale Zeitalter, unsere Reise geht in die Vergangenheit.

Der Abstieg nach den ersten zehn Kilometern ist oft steil und steinig, doch die spektakulären Ausblicke und die reine Luft entschädigen uns für alle Strapazen. Die Mulas wollen uns nur ab und zu aufsitzen lassen, denn allzu schwierig sind auch für sie die vielen Haarnadelkurven, zu senkrecht die tiefen Abgründe bis hinunter zum tosenden Rio Apurímac auf noch 1530 m Höhe, den wir erreichen müssen. Weiße Wicken, Bromelien und viele Orchideen überall am Wegesrande. Unbarmherzig brennt die Sonne auf dem weiter im Zick-Zack sich nach unten schlängelnden schmalen Pfad. Die Moskito-Plage nimmt zu. Der Mula-Gegenverkehr verlangt äußerste Vorsicht für Zwei- und Vierbeiner. Bei Ikarus' waghalsigen Ausweichmanövern stockt uns oft der Atem, da hilft nur noch die Leine – schon im eigenen Interesse. Wir ziehen vorbei an neidvoll blickenden Trekkern verschiedener Nationen mit schweren Rucksäcken, nach Luft ringend und schweißgebadet, denn ihr Besuch von Choquequirao ist im Allgemeinen auf nur vier Tage

begrenzt – viel zu kurz, wenn man sich von so weit her in diese Gegen verirrt!

Nach Überquerung der Brücke über den Apurímac bei km 21 steht man mit dem sich in vielen Serpentinaen wieder 1600 m nach oben windenden Weg vor einer neuen Herausforderung. Sie lässt sich aber auf dem Rücken der kleinen Pferde problemloser bewältigen, auch wenn wir jetzt schon jeden Kilometerstein sehr bewusst registrieren. Die Vegetation wird tropisch und subtropisch, die Äquatornähe macht es in dieser Höhe möglich. Archäologen vom peruanischen Kulturinstitut kommen zurück von ihren Grabungsarbeiten und geben uns einen Vorgeschmack auf das, was uns erwartet. Durch ihre Erzählungen wird unsere Neugier gesteigert.

Am vorletzten Campingplatz bei Marampata in 2.950 m und mit dem Blick auf Choquequirao glauben wir, unserem Ziel schon zum Greifen nahe zu sein, doch weit gefehlt. Es fehlen immer noch weitere drei Stunden bergauf und bergab durch den Hügelurwald (Ceja de Selva). An steilsten Abhängen gegenüber fällt unser Blick auf unzählige Terrassen, auf denen einst Nahrungs- und Nutzpflanzen angebaut wurden und die erst in letzter Zeit wieder freigelegt wurden. Ihr Ausmaß kann man bisher nur erahnen. Man sollte schwindelfrei sein, denn kein Gelände bietet Schutz vor riskanten Schritten. Vor einiger Zeit soll hier ein Biologe aus Cusco von seinem Vierbeiner in den Abgrund geschleudert worden sein. War es sein Gewicht von 95 Kilo, das lästig wurde, oder ein waghalsiger Blick auf eine noch unbekannt Pflanze, der alles ausgelöst hat?

Erst am dritten Nachmittag haben wir unser Ziel in 3.100 m Höhe erreicht. Es ist der letzte Campingplatz von Sunch'u Pata und schon auf archäologischem Gebiet. Immer noch fehlen 30 Minuten Fußweg nach oben. Endlich oben angekommen kennt unsere Begeisterung und Bewunderung kaum Grenzen. Noch im Internet-Zeitalter stehen wir sprachlos vor den technischen und menschlichen Leistungen der damaligen Erbauer, obwohl das Gelände erst zu 40 Prozent freigelegt werden konnte.

In exponierter strategischer Lage liegt die alte urbane Großstadt auf verschiedenen Ebenen vor, über und unter uns. Ihr Ausmaß soll das von Machu Picchu um ein Vielfaches übertreffen. Sie blieb den Spaniern verborgen, ebenso wie Machu Picchu und Vilcabamba im benachbarten Hügelurwald der südlichen Anden. Historiker und Archäologen vermuten, dass alle drei Komplexe Spätwerke des Inka Pachacutec und die letzten Bastionen des inkaischen Widerstands waren, wohin sich der letzte rebellische Inka Manco Inca mit seinem Gefolge nach der Eroberung Anfang des 16. Jahrhunderts zurückziehen und noch bis 1572 behaupten konnte. Geschichtlich erwähnt und mehrfach besucht wurde Choquequirao schon seit Beginn des 18.

Jahrhunderts (Kolonialzeit) von Forschern und Abenteurern aus aller Welt, doch mangelte es an exakter wissenschaftlicher Exploration, um auch dieses großartige architektonische Erbe der Weltöffentlichkeit vorstellen zu können. Es geriet in Vergessenheit, bis 1909 der amerikanische Wissenschaftler und offizielle "Entdecker" von Machu Picchu (1911), Hiram

Bingham, Choquequirao besuchte. Kontinuierliche Ausgrabungen und wissenschaftliche Untersuchungen seit Beginn der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts rücken nun auch dieses architektonische Juwel wieder ins richtige Licht.

Drei Tage lang erkunden wir das an Fauna und Flora reiche Gebiet und die in neun Sektoren auf



Terrassen mit lamaförmigen Steinintarsien.



Blick auf die Terrassen.



Zwei Lamas.



Detailansicht.



Lama-Detail.



Blick auf die Anlage.

geteilte Stadt, bestehend aus einer Ober- und einer Unterstadt mit vielen Wohn- und Kultbauten (Hanan- und Hurin-Choquequirao), einem Hauptplatz (Haucaypata), einer höher gelegenen Plattform, wo man Opferrituale zelebrierte (Ushnu), dem Wohnbezirk der Priester, Depots für die Vorratshaltung (Qolqas), mit Treppen, unzähligen Terrassen (bis zu 400 m lang) und Kanälen zur Wasserversorgung, die mit einem Aquädukt verbunden sind. Die sorgfältige Bearbeitung der Steine fällt auf wie bei allen inkaischen Bauten, auch wenn sich die Steinmetztechnik von der im Sonnentempel von Cusco (Coricancha), von Ollantayambo und Machu Picchu unterscheidet.

An einem Steilhang, dessen Abstieg nur schwindelfreien Besuchern zu empfehlen ist, hat man vor einigen Jahren Spektakuläres entdeckt. Verteilt auf mehr als einem Dutzend bisher freigelegter Terrassen sehen wir eine rätselhafte Gruppe von insgesamt 32 Lamas, die mit weißen Steinen ins graue Mauerwerk der Terrassen eingefügt worden sind. Es stellt ein absolutes Novum in Inkabauten dar und Archäologen und Wissenschaftler vor neue Aufgaben. Es sind einzelne und paarweise auftretende Lamas, auch "Lamas der Sonne" genannt, die alle ihren Blick gen Norden zum heiligen schneebedeckten Berg Qoriwayrachina richten, ihrer Schutzgottheit, die ihnen damals auch in Zeiten anhaltender Trockenheit das lebensnotwendige Wasser spendete. Lamas, so vermutet man, wurden bei allen inkaischen Ritualen für die Sonne, Pachamama, die Mutter Erde, das Wasser sowie bei anderen religiösen Zeremonien geopfert und waren als Tragtiere sehr geschätzt. Choquequirao bedeutet "Wiege des Goldes". Gold wurde bisher aber nicht entdeckt. Die von der Sonne am späten Nachmittag in goldenes Licht getauchten Lamas rechtfertigen vielleicht diesen Namen.

An anderer Stelle der Terrassen sind geometrische Muster wie Rhomben und Zick-Zack-Linien zum Vorschein gekommen, deren Ursprung nicht ins Inkareich datiert werden kann. Ähnliche Motive finden sich in der altperuanischen Geschichte nur in der Chachapoya-Kultur, die sich im Nebelwald Amazoniens entwickelte (Kuélap und Gran Pajatén) und deren Bewohner einst erbitterten Widerstand gegen die eindringenden Inka lieferten. Später soll es aber wegen der drohenden spanischen Invasion noch zu einer kurzfristigen Assimilation mit der neuen Herrscherschicht gekommen sein (Chacha-Inka). Waren sie es, die dem Inka in sein Versteck von Choquequirao folgten (folgen mussten?), ihn dann aber von der Kreativität und Ausdruckskraft ihrer künstlerischen Fähigkeiten überzeugten und den Terrassen ihren Stempel aufsetzten?

Fragezeichen über Fragezeichen. Weder der exakte historische Ablauf der Entwicklung des Inkareiches

noch der ihrer hochentwickelten Vorgängerkulturen ist bekannt, da sie keine Schrift hinterließen. Als die Spanier das Land eroberten, war das Inka-Imperium (Tahuantinsuyo, "Reich der vier Weltgegenden") das bedeutendste Staatswesen Südamerikas. Es dürfte um 1200 n. Chr. im Hochland von Cusco (Qosqo) – was in der Inkasprache "Nabel der Welt" bedeutet – entstanden sein und dehnte sich später bis in Teile von Kolumbien, Ecuador, Bolivien, Argentinien und Chile aus (ungefähr 1.739.000 qkm, heutiges Peru 1.285.000 qkm, Bundesrepublik Deutschland 355.800 qkm). Bei der Eroberung respektierte man die Eigenheiten der besiegten Völker, zwang ihnen jedoch den Sonnenkult, die alte Quechua-Sprache und die wirtschaftliche Eingliederung ins Inkareich auf.

All das geht uns durch den Kopf. Während der Komplex für uns Realität zum Anfassen ist, bleibt seine Geschichte im Dunkeln, wechseln Spekulationen mit archäologischen Interpretationen ab oder ergänzen sich. Wir fühlen uns wie Pioniere, können die frühere Ausdehnung von Choquequirao nur erahnen und auch das, was sich hier einst ereignet hat. 1999 fanden sich hier die ersten Trekker ein, insgesamt 50. Im Jahre 2002 waren es schon 273 und heute sind es pro Monat durchschnittlich 370. Was ist das schon gegen 800.000 Touristen, die die weltberühmte Schwester jährlich besuchen? Kondore, die im Inkareich als eine Inkarnation der Sonne verehrt wurden, kreisen so dicht über unseren Köpfen, dass sie schon Schatten werfen. Der schlafende Ikarus wäre beinahe ihr Opfer geworden, sie hielten ihn für ein totes Schaf.

Künftige Generationen werden es noch zu ergründen haben, in welchem geschichtlichen Zusammenhang die letzten drei den Spaniern verborgen gebliebenen Inka-Bastionen Machu Picchu, Vilcabamba und Choquequirao gestanden haben und welche Rolle die mythischen "weißen Lamas" spielten.

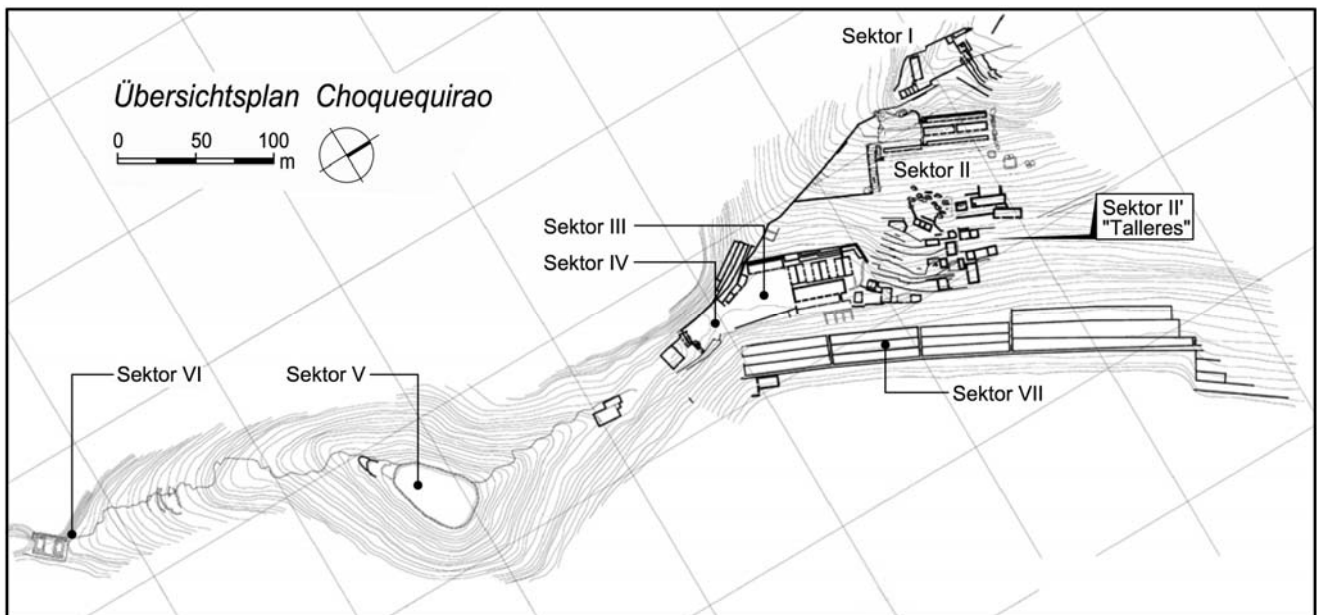


In den Ruinen.

(Alle Fotos von Ute Boewen)

Choquequirao

Monica Paredes García (Cusco)



Ehrlich gesagt, war es nicht einfach, nach Choquequirao zu gelangen. Es ist ein ganz besonderer Ort, und wer ihn besucht, lernt eine ganz spezielle Welt kennen. Voller Bauwerke, die an den Abhängen kleben, und mit deutlichen Anzeichen einer starken menschlichen Aktivität. Und der Besucher fragt sich, wer die Schöpfer dieser Bauten waren und wie es ihnen gelungen ist, diese zu errichten. Und wofür?

Die archäologischen Ausgrabungen können uns einige Antworten geben, so diejenigen im sogenannten Sektor Talleres. Dieser Bereich befindet sich in einem zentral gelegenen Bereich des gesamten Komplexes und umfasst den Teil eines steilen Berghangs. Als wir mit einem Archäologenteam nach Choquequirao kamen, um die Arbeit zu beginnen, mussten wir fest-

stellen, wie groß die Anlage ist. Sie umfasst etwa 3150 Hektar, von denen zwei Drittel zum Ensemble der Stadtanlage gehören.

In unserem Ausgrabungssektor fanden wir einen stark gestörten Bereich. Das kam nicht nur durch die üppige Vegetation, sondern auch durch Raubgrabungen, Plünderungen und Brände. So wussten wir von vornherein, dass eine äußerst exakte Auswertung des Platzes sehr schwierig werden würde.

Die Schichten einer Ausgrabung sind wie die Seiten eines Buches, in dem wir die Geschichte eines Platzes ablesen können. Im Sektor Talleres konnten wir drei solcher Schichten feststellen. Die erste mit sehr lockerem Boden und einer starken Vegetation enthielt den größten Teil der Artefakte und zeigte Anzeichen



Blick auf die Ausgrabungssituation.



Funde von Werkzeugen.

für die Mehrheit der vergangenen Ereignisse. Die zweite Schicht aus dunkelbrauner, ziemlich fester Erde brachte zwar auch einige kulturelle Hinterlassenschaften zutage, jedoch in geringerer Quantität. Und auch diese Schicht war ziemlich gestört. Die dritte Schicht war eine Auffüllung von großen Steinen, mit denen man die Oberfläche gewissermaßen planiert hatte.

Die Nutzung des Geländes und die Architektur

Unsere erste Erkenntnis war, dass diejenigen, die Choquequirao erbaut hatten, sich auf ungünstige Geländebedingungen einstellen konnten. Sie errichteten dort offene Räume (befestigte Wege, Höfe) und geschlossene Räume (Einfassungen, Gebäude), ebenso Plattformen, Terrassen als Schutzmauern und als Gänge. Alles war aufeinander abgestimmt und bildete ein harmonisches Gesamtbild. Zum Bebauen wurde die Oberfläche des Platzes nicht drastisch verändert, sondern man nutzte den anstehenden Felsen für die Nivellierung.

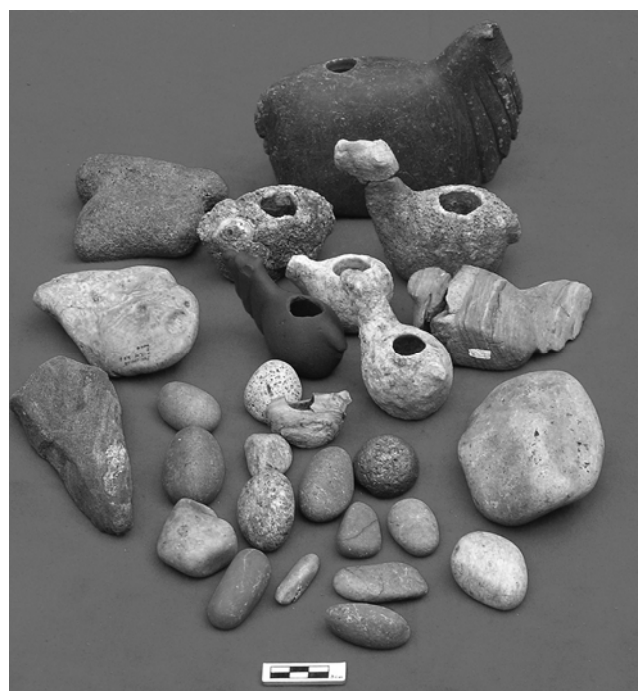
Es gelang uns, verschiedene Bauetappen im selben Sektor nachzuweisen, mit unvollendeten Einfassungen und einem immer noch funktionsfähigen Steinbruch. Unsere größte Aufmerksamkeit beanspruchte eine Plattform, die man auf künstliche Weise dadurch geschaffen hatte, dass man an einem Abhang Steinblöcke hinter einer Mauer verfüllt hatte. Auf dieser Plattform vom Typ eines Rondells schuf man eine kreisförmige Struktur, die möglicherweise zeremonielle Bedeutung hatte. Dort fand man unter breiten, fein gearbeiteten Steinplatten die Gräber von drei Individuen: zwei Erwachsenen und einem Kind. Die Plattform ist ein künstlich geschaffenes Gebilde, das von weitem zu sehen war und auch als Aussichtspunkt gedient haben könnte.

Zeugnisse materieller Kultur

Ganz deutlich zeigt sich der Inka-Stil, nicht nur, weil er bei allem dominiert, sondern weil auch sehr viel Cusco-Keramik in all ihren Formen und Anwendungsbereichen identifiziert worden ist. Ebenso wurden keramische Objekte aus der Zone selbst gefunden, im Vergleich jedoch viel weniger. In den Gräbern fanden sich ebenfalls Objekte beiderlei Provenienz.

Seit wann wurde Choquequirao besiedelt? Keramikfragmente vom Stil, vergleichbar den Formen und der Dekoration des Killke-Stils von Cusco, lassen eine frühe inkaische Besitznahme vermuten. Jedoch müssen diese Daten durch weitere Forschungen bestätigt werden. Die hohe Anzahl von lokalem Material mit Gebrauchsspuren täglicher Nutzung belegt eine lange und ununterbrochene Besiedlung des Platzes.

Die Frage, die uns während unserer Ausgrabungen bewegte, war, ob dieser Bereich für Werkstätten (was wir aufgrund der Oberflächenfunde vermuteten) oder für Wohnhäuser gedient hatte. Am Ende neigen wir zur zweiten Hypothese, weil es so viel Keramik für den Hausgebrauch gab, zusammen mit Werkzeugen für andere charakteristische Tätigkeiten. Aufgrund der typischen Objekte, die wir in einigen Einfassungen gefunden haben, können wir auf die Beschäftigung seiner Bewohner schließen. Es dürfte sich um Weber und Spinner gehandelt haben (Funde wie Spinnwirtel oder Nadeln) sowie um Lamahirten (es gab Reste von Zeremonien, wie "enqaychu", das sind geformte, farbige Steine und deutliche Darstellungen, die den Kinderreichtum symbolisieren; ebenso wie "illa's", die Alpakas symbolisieren, auch bekannt als conopas).



Sogenannte *conopas* in der Mitte des Bildes.

Andere Bewohner dieses Bereiches könnten Schmiede gewesen sein. Es gibt Reste von Arbeitstischen in Form von flachen, großen Steinblöcken, die sehr fein geschliffen sind und Abnutzungerscheinungen aufweisen, die auf Metallbearbeitung mit Kupfer und Silber schließen lassen. Ebenso fand man für die Metallbearbeitung charakteristische Werkzeuge, wie Stößel und Polierhämmer.

Selbstverständlich gab es auch Steinmetze, die *illas* oder *conopas* herstellten, wie steinerne Reste belegen. Steinobjekte, die auch als *rompeterrones* (Keulen) bekannt sind (scheibenförmige oder ovale Hämmer mit einem Loch in der Mitte) zeigen uns die Anwesenheit von Töpfern an, die mit solchen Werkzeugen den Ton abbauten. Die Mörser und Stößel sind ebenfalls Anzeichen für diese Arbeit.

Die Präsenz von Grabbeigaben

Eine sehr gebräuchliche Praxis bei den Inka war die Bestattung ihrer Verstorbenen auf dem Gelände, wo sie gelebt hatten oder dicht dabei. Unsere Ausgrabungen haben vier Grabstätten in abgegrenzten Bereichen zutage gefördert und drei in offen zugänglichem Gelände (die bereits erwähnte Plattform). Die



Knochenartefakte und Hammerköpfe aus Stein (vorn).



Beispiel für die Vielzahl von Keramikfunden.



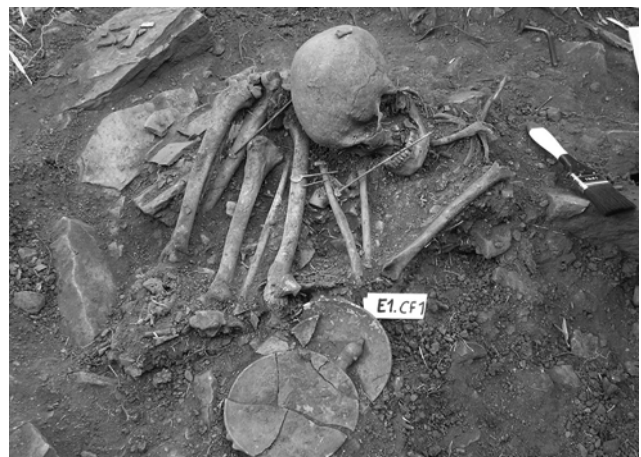
Ein fast vollständig erhaltener Krug.

Gräber zeigten deutliche Anzeichen der Inka-Kultur, was sowohl in der Lage der Bestatteten als auch bei den Grabbeigaben deutlich wurde.

Unsere Ausgrabungen haben gezeigt, dass Choquequirao eine Siedlung der Inka gewesen ist, die sich selbst versorgen konnte. Die Ausgrabungen werden in anderen Sektoren fortgesetzt.



Vorratsbehälter und Deckel.



Fundsituation: Bemerkenswert ist die Lage des Skeletts.



Die Grabbeigaben sind deutlich erkennbar.

(Alle Fotos von der Autorin; die beigelegte Karte wurde von AIR überarbeitet)

Nasca, Peru: Der "Astronaut" ist ein Fischer

Jaroslav Klokočník / Karel Pavelka



Die Nasca-Linien und Bodenzeichnungen auf der Pampa (hier eine Wüstenebene) nahe der Städte Nasca und Palpa in Peru wurden entdeckt, als die ersten Flugzeuge in den 1930er Jahren die Region überflogen. Seitdem wurden sie von Forschern und Enthusiasten aus der ganzen Welt erforscht, wie von Paul Kosok¹, Maria Reiche², Evan Hadingham³, Anthony Aveni⁴ und David Johnson⁵. Bis heute ist die Ursache, "warum" die frühen Nasca so viel Zeit und Energie dafür aufwendeten, die riesigen Flächen mit Bodenzeichnungen, schmalen Linien und Figuren zu erstellen, nicht gänzlich erkannt worden. Bei der Vielzahl der Theorien, die bisher entwickelt worden sind, stimmen die meisten mit Aveni's Kommentar überein: "Vergesst die Landebahnen für frühe Raumfahrer." (vgl. Anmerkung 4) Obwohl einige der Geoglyphen astronomische Verbindungen haben⁶, dürfte die Mehrzahl als rituelle

Pfade gedient haben, um in dieser trockenen Region für Wasser zu beten. Johnson und seine Kollegen (vgl. Anmerkung 5) haben hinreichend überzeugende Argumente dafür präsentiert, dass Geoglyphen wie zum Beispiel Trapeze den Weg von Grundwasserleitern (Aquifers) von den Ausläufern der Anden durch die Küstenebene bis zum Pazifischen Ozean markieren. Die früheren Bewohner erkannten, dass die Aquifers zu tief lagen, um sie mit Brunnen anzuzapfen, allerdings schnitten die Flüsse an einigen Stellen der Pampa so tief in den Boden ein, dass sie einige dieser Grundwasserleiter schnitten. Wo die Grundwasserleiter die Flusstäler schnitten, konnten die Nasca-Bewohner Quellen lokalisieren. An diesen Plätzen befanden sich ihre Dörfer.



Abb. 1: Der "Astronaut" bzw. Fischer (Foto vom Boden aus: J. Klokočník, 2001)

Eine der faszinierendsten Figuren befindet sich an einem der südwestlichsten Punkte der Andenausläufer nordwestlich von Nasca und direkt südwestlich der Panamericana. Sie sieht aus wie eine Person, die ihre rechte Hand in Richtung des Himmels hebt. Diese Geoglyphe ist vom Kopf bis zu den Füßen etwa 35 Meter lang und wurde am Hang eines Hügels angelegt. Eine Datierung in die Paracas-Phase (ca. 300 v. Chr.) dürfte passen, da es eine sehr primitive Figur zu sein scheint. Damit können möglicherweise auch die umliegenden Geoglyphen älter eingestuft werden. Aufgrund von Erosion durch Wettereinflüsse ist die Figur heute nicht mehr so deutlich erkennbar. Jedoch dürfte sie zur Zeit ihrer Entstehung viel deutlicher sichtbar gewesen sein und somit auch für Menschen erkennbar, die auf der Erdoberfläche der Pampa standen und von Westen oder Süden auf den Abhang schauten. Heute sieht man die Figur deutlicher aus der Luft. Reiche (vgl. Anmerkung 2, Bild Seite 83) be-

¹ Kosok Paul: *Life, Land and water in Ancient Peru*, Long Island Univ. Press, New York, 1965

² Reiche Maria: *Mystery on the Dessert, Nasca Peru*, original publication 1949, re-edit. Association Maria Reiche for the Lines of Nasca, 1996, 92 pp.

³ Hadingham Evan: *Lines to Mountain Gods, Nazca and the Mysteries of Peru*, Norman New York 1988

⁴ Aveni Anthony: *Solving the Mystery of the Nasca Lines*, *Archaeology*, May/June 2000, 26-35

⁵ Johnson David: *Beneath the Nasca Lines and Other Coastal Geoglyphs of Peru and Chile*, Ch 2, p.28 and Ch 3, P 1, p.2, in print 2009.

⁶ Teichert Bernd, Richter Christiane: *Dresdener Kartographische Schriften*, Hrsg.B. Teichert and C. Rust, Nasca Symposium, HTW Dresden, Dresden 2007, ISSN 1436-0004

nannte die Figur "Eulenmensch" und verwies auf ähnliche Figuren auf Keramiken. Die meisten Menschen kennen die Figur als den "Astronauten" oder "ET", wobei dieser Name auf Däniken zurückgeht⁷. Die Abbildungen zeigen die Figur aus der Luft. Für den unvoreingenommenen Betrachter ist es schwierig, außer dem Kopf, den Augen, der rechten Hand und den Beinen Details zu erkennen. Untersucht man die Figur jedoch aufmerksam anhand einer Vielzahl von Fotos, können trotz der Verwitterung mehr Einzelheiten bemerkt werden. Jeder, der die Bodenzeichnungen schon einmal von der Oberfläche der Pampa aus betrachtet hat, weiß um die Bedeutung der durch die Sonne hervorgerufenen Schatten. Hinzu kommt, dass die Blickrichtung, aus der man die Figur betrachtet, Einfluss auf ihr Aussehen hat.

Um die wirkliche Bedeutung dieser genannten Figur zu erkennen, basieren unsere Untersuchungen auf eigenen Luftbildern und Beobachtungen von der Oberfläche der Pampa aus, die wir in den Jahren 2001, 2004 und 2008 unternommen haben.

Etwa zehn Jahre zuvor schlugen Klokočník et al.⁸ vor, diese Figur als Fischer zu bezeichnen. Allerdings erreichte die Publikation nur einen kleinen Teil von Wissenschaftlern. Deshalb ist die Absicht des vorliegenden Beitrags, diese Idee einem breiteren Publikum vertraut zu machen. Auch wenn die Bezeichnung der Figur als Astronaut oder ET der Touristenindustrie in Nasca hilft, ist sie doch irreführend.

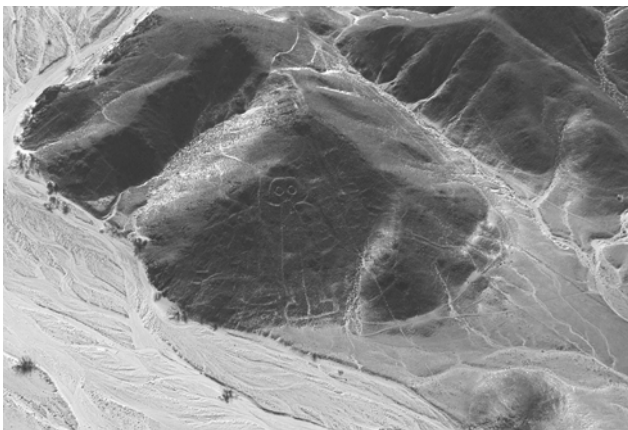


Abb. 2: Der "Astronaut" bzw. Fischer (Foto vom Flugzeug aus: K. Pavelka, 2004)

Die Luftbilder (Abb. 2 und 3) zeigen mindestens einen (möglicherweise auch einen zweiten) Fisch neben dem rechten Fuß der Person. Von der rechten Hand der Person scheint ein Fischnetz (Fangnetz?) auszu-

gehen. Man sieht den Körper des Fischers und einen Fisch mitsamt Auge, Mund und Schuppen. Ebenso kann man an dem Rücken des Fischers einen groben Sack erkennen. Der Schwanz des Fisches ist durch eine zwischenzeitliche Überschwemmung zerstört worden. Tatsächlich ist der Fisch bei der Figur auf Seite 83 in Maria Reiches Buch zu erkennen, allerdings hat damals niemand darauf geachtet.

In den Jahren 2004 und 2008 wurden zwei internationale Expeditionen mit Teilnehmern aus Deutschland (HTW Dresden) und der Tschechischen Republik (Tschechische TU Prag) ausgerichtet. Eine spezielle fotografische Bestandsaufnahme der Geoglyphen wurde mit Hilfe einer Cessna durchgeführt (2004 und 2008). Dazu wurden Digitalkameras (Nikon D100, Canon 20D) für die hauptsächliche Dokumentation genutzt, weil sie eine bessere Auflösung als die Satellitenaufnahmen bieten (mehr als 0,1 m/pixel). So wurden in beiden Kampagnen mehr als 400 Luftbilder aufgenommen. Für den Fall des Fischers gibt es ein kleines Problem, weil die Figur am Hang eines Berges liegt. Deshalb sind Messungen direkt an der Figur streng verboten. Es wurde mit einer kalibrierten Digitalkamera Nikon D100 gearbeitet, um eine Serie von Luftbildern aufzunehmen. Und mit einer Sondergenehmigung konnten 2004 Bodenmessungen mit einem Messband neben der Figur vorgenommen werden. Aufgrund dieser Messungen und Fotos aus mehreren Blickwinkeln konnte unter Nutzung der Software Photomodeler ein verbessertes Bild des Fischers rekonstruiert werden. Damit ergab sich die Möglichkeit einer Nahaufnahme in direkter und nicht in schräger Aufsicht. Mittels dieser Rekonstruktion erscheint unsere Interpretation des Fischers überzeugender als jedes einzelne reale Abbild.



Abb. 3: Der "Astronaut" bzw. Fischer (Foto vom Flugzeug aus: J. Klokočník, 2001)

Es gibt gesicherte Hinweise für einen Handel, den die frühen Bewohner der Nasca-Region vom Pazifischen Ozean zu den Ausläufern der Anden führten; einer Distanz von etwa 40 Kilometern. Meeres-

⁷ Däniken Erich von: *Chariots of the Gods*, 1968, reedited by Bantam Books, New York

⁸ Klokočník Jaroslav, Vitek František, Klokočníková Zuzana, Rodrigues R. Aurelio: *Los Geoglifos de Nazca, Perú*, *Boll. Inst. Riva-Aguero* # 29.2002 (BIRA), Pontificia Universidad Católica del Perú, 13-29

produkte wurden gegen landwirtschaftliche Produkte in den Tälern und am Gebirgsrand eingetauscht. So kann man sich die Berge in der Nähe der Figur des Fischers durchaus als Marktplatz oder Handelsposten vorstellen; vielleicht sogar mit Erfrischungen und Wasser? Wir sind uns durchaus sicher, dass der Fischer eine bessere Interpretation dieser Figur ist als der Astronaut.

[Nachfolgend der englischsprachige Text:]

Nasca, Peru: El Astronauto is a Fisherman

The Nasca Lines and geoglyphs on *pampa* (here a desert plain) near the towns of Nasca and Palpa, Peru were discovered when the first airplanes flew over this region in the 1930's. Since that time they have been studied by researchers and enthusiasts from around the world such as Paul Kosok¹, Maria Reiche², Evan Hadingham³, Anthony Aveni⁴ and David Johnson⁵. At this point the reason "why" the ancient Nasca spent so much time and energy to create the extensive fields of geoglyphs, narrow lines and figures is not fully understood. Of all the theories that have been proposed most researchers agree with Aveni's⁴ comment "Forget about runways for ancient astronauts". Although some of the geoglyphs have astronomical associations⁶, the majority may have functioned as paths for rituals related to the acquisition of water in this parched desert environment. Johnson and his colleagues⁵ have presented sufficiently convincing arguments that geoglyphs such as trapezoids map the course of aquifers flowing from the Andean foothills across the coastal plain to the Pacific Ocean. The ancient inhabitants realized that the aquifers were too deep to reach with wells, however in some places the rivers cut deep enough into the pampa to intersect some of the aquifers. Where the aquifers intersect the river valleys the Nasca were able to locate springs. At these places they had their villages.

One of the most intriguing figures is located along one of the southwestern points extending from the Andean foothills north-west of Nasca and just southwest of the Pan American Highway. It appears as a person with its right hand directed towards the sky. This geoglyph is about 35 m long from head to toe and is located along the slope of a hill. It may date to the Paracas phase (300 B.C.) which pre-dates the Nasca figures and geoglyphs located nearby since it appears more primitive. Today, weathering has dulled it. However when it was new it would have appeared brighter and visible from the ground to people approaching it from the west and south. Currently it is more visible from the air. Reiche² (see photo on p. 83 of her book) called it "owl-man" and noted similar figures appear on Peruvian pottery. Most people know this figure as the *Astronaut* or *ET* according to Däniken⁷. Figures 1-3 show it from the air as well as from the ground. To the informal observer it is difficult to see details other than the head, eyes, right hand and legs. However when examined carefully from an assortment of images, more details can still be observed in spite of weathering. Anyone who has observed the figures and geoglyphs in the pampa from the ground knows how important shadows cast by the low angle of the sun and the direction from which one observes the figures and geoglyphs

can enhance their appearance. To identify the true meaning of this figure our observations were made based on our own aerial photos and ground observations in 2001, 2004, and 2008.

Nearly ten years ago Klokočník et al.⁸ proposed that this figure is actually a *Fisherman*. However, this publication was distributed to only a small group of scientists. The purpose of the current article is to introduce this idea to a wider readership. Although identifying this figure as the Astronaut or ET is more intriguing to the tourist industry in Nasca, it is misleading.

The aerial photos (Figs. 2, 3) and ground photographs (Fig. 1) indicate at least one (and possibly a second) *fish* is located along the person's right leg. Extending from the person's right hand there appears to be a fishnet ("trap net"?). Visible is the body of the Fisherman and a fish including its eye, mouth and scales. There also appears to be a rough sack on the fisherman's back. The fish's tail has been damaged by intermittent flooding. In fact, the fish is visible in the figure on page 83 of Reich's book, however no one recognized it as such at that time.

In 2004 and 2008, two international expeditions were launched with participants from Germany (HTW Dresden) and the Czech Republic (Czech Technical University in Prague). A special photo survey flights over the *pampa* were undertaken with a Cessna airplane (2004 and 2008) with the aim of geoglyphs prospecting. Digital cameras for the main geoglyphs documentation (Nikon D100, Canon 20D) were used – they offer better resolution than the satellite images (about 0.1 m/pixel). About 400 aerial images were taken in 2004 and 2008.

In the case of the Fisherman, there is a problem with the location on a slope of a hill. Measurements directly "inside" the figure are strictly forbidden, thus, an aerial photo set has been made by using a calibrated digital camera, a Nikon D100. However, based on special permission, a ground measurement with tape was made around the Fisherman in 2004. Using this measurement and photos from many angles a rectified image of the Fisherman was reconstructed (using the *Photomodeler* software) to give its appearance from close-up in a direct (not oblique) view. With this reconstruction our interpretation of the Fisherman appears stronger than from any single real image.

There is significant evidence³ indicating the ancient inhabitants conducted trade across the pampa from the Pacific Ocean to the Andean foothills, a distance of approximately 40 km. Marine products were traded for agricultural products from the valleys and foothills. So we can imagine the hills surrounding the Fisherman as a market or a trading post (with possible refreshment, water?). Surely the *Fisherman* is better interpretation of this geoglyph than *Astronaut*.
(Übersetzung: M. Koch)

(Jaroslav Klokočník, Astronomisches Institut, Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, jklokocn@asu.cas.cz
Karel Pavelka, TU Prag, Fakultät für Bauwesen, Photogrammetrisches Labor, pavelka@fsv.cvut.cz)



Kurznachrichten



Wilma Mankiller starb am 06. April 2010 im Alter von 64 Jahren.

Zehn Jahre lang, von 1985 bis 1995, war sie Stammesoberhaupt der Cherokee in Oklahoma.

Foto: Phil Konstantin, 2001

Wilma Mankiller wurde bekannt als erste weibliche Stammesratsvorsitzende der Cherokee. Seit dem Jahre 1983 als stellvertretende Stammesratsvorsitzende tätig, übernahm sie 1985 das Amt des Stammesoberhauptes von Ross Swimmer, der damals als Vorsitzender des BIA (Büro für Indianische Angelegenheiten) nach Washington ging. Bei den Stammesratswahlen in den Jahren 1987 und 1991 wurde Wilma Mankiller direkt zum Stammesoberhaupt der Cherokee gewählt. 1995 gab sie das Amt aus gesundheitlichen Gründen auf und lehrte seitdem am Dartmouth College in Hanover, New Hampshire.

Wilma Mankiller war aktiv als Fürsprecherin ihres Stammes, sie trug wesentlich zur Wiederbelebung der Kultur der Cherokee bei. Sie gründete das "Cherokee Nation Community Development Department", das mehrfach Auszeichnungen für die innovative Nutzung der Selbsthilfe für Wohn- und Wasserversorgungsprojekte in armen Gemeinden der Cherokee erhielt.

Wenige Wochen vor ihrem Tod war bekannt geworden, dass sie in einem fortgeschrittenen Stadium an Pankreas-krebs erkrankt war. In einer Erklärung sagte sie: "...mein Sinn und mein Geist sind auf diese Reise vorbereitet, auf die Reise, die alle Menschen früher oder später antreten. Ich habe vor langer Zeit gelernt, dass ich die Herausforderungen, die mir vom Schöpfer in den Weg gelegt werden, nicht steuern kann, aber ich kann die Art und Weise bestimmen, wie ich mit diesen Herausforderungen umgehe."

Kanadas Residential Schools – Vorwürfe an den Papst

Am Ostersonntag sprachen Vertreter kanadischer First Nations auf dem Petersplatz in Rom vor den aus ihrer Sicht verantwortlichen kirchlichen Institutionen Gebete für ihre Freunde und Verwandten, die in kanadischen Residential Schools ums Leben kamen. Die Delegation der "Friends and Relatives of the Disappeared" unter Leitung von Reverend Kevin Annett erklärte: "Wie Jesus wurden Tausende unschuldiger Kinder von religiösen Fanatikern in den christlichen Residential Schools geopfert. Wir werden sie zum diesjährigen Osterfest erlösen, indem wir beim Namen nennen, was sie getötet hat und wer ihre Mörder waren."

Nachklang der Olympischen Winterspiele 2010: Kanadas Indianer-Probleme bleiben nicht verborgen

Die offizielle Eröffnung der Olympischen Winterspiele in Vancouver war gespickt mit Symbolen der First Nations, der Ureinwohner Kanadas - Tänzer in farbenfrohen Regalia, die lächelnden Gesichter der Vertreter der "vier Gastgeber-Nationen". Das offizielle Logo der Winterspiele war von indianischer Kunst inspiriert, der Fackellauf führte durch zahlreiche kanadische Indianerreservationen.

Die andere, weniger helle Seite der kanadischen Beziehungen zu den Ureinwohnern des Landes zeigt u.a. Martin Lukacs auf www.counterpunch.org: "...Die Straßen zu den meisten indianischen Reservationen, von denen einige direkt neben den olympischen Pisten liegen, sind verschmutzt. Das Trinkwasser in ca. einhundert Gemeinden ist verseucht – in einem Land mit dem größten Trinkwasservorkommen der Welt. Es gibt keine Strategie der Regierung gegen den giftigen Schimmelpilzbefall an den Wänden der billig erbauten Häuser, mindestens die Hälfte von ihnen muss saniert werden. Die Ureinwohner stellen 4% der Bevölkerung Kanadas, und 20% der Gefängnisinsassen."

Kanada lehnte im Jahr 2007 eine Unterzeichnung der Deklaration der Vereinten Nationen über die Rechte der Ureinwohner ab, gemeinsam mit den USA, Australien und Neuseeland. Australien hat inzwischen die Deklaration unterzeichnet, Neuseeland und die USA sind am Überlegen. Nur Kanada beharrt auf seiner Ablehnung. Führer indianischer Stämme, die sich entsprechend der Deklaration gegen die Abholzung und Ausbeutung ihres Landes wehren, werden von der kanadischen Regierung verhaftet und monatelang festgehalten. Arthur Manuel, der seinen Protest während der Olympischen Winterspiele unter dem Motto "Keine Spiele auf gestohlenem Land" artikulierte, sagt: "Kanada will uns als ungebildet und arm darstellen, um den Raub unseres Landes zu rechtfertigen."

Die Olympischen Spiele haben drei Wochen lang die Aufmerksamkeit der Welt auf Kanada gelenkt. Die Sorgen der kanadischen Ureinwohner bleiben jedoch bestehen, auch nach Olympia.

Internationales Moratorium zum Stopp der Ausbeutung der Arktis gefordert

Am 26. März 2010 wurde als Ergebnis eines Gipfeltreffens zur weiteren Entwicklung der Arktis ein Stopp jeder weiteren Suche nach fossilen Brennstoffen in der Arktis gefordert. Das "Indigenous Environmental Network", der "Council of Canadians" und das "REDOIL Network" Alaskas wandten sich mit ihrer Forderung an die Außenminister Kanadas, Norwegens, Dänemarks, Russlands und der USA, die am Arktis-Gipfel Ende März in Quebec teilnehmen werden. In der Erklärung an die Außenminister heißt es: "Die Forcierung des Abbaus neuer Öl- und Gasvorkommen ist unverantwortlich im Angesicht der ernstzunehmenden Klimakatastrophe, die alle Regierungen mahnt, Emissionen drastisch zu verringern...Jetzt sind weitreichende Aktionen von den Regierungen der Welt gefordert, um dem Klimawandel zu begegnen. Die indigene Bevölkerung wird täglich weltweit mit den Konsequenzen der globalen Erderwärmung konfrontiert... wir brauchen jetzt konkrete Aktionen." Der Klimawandel ist nicht nur für das Ansteigen von Giftstoffen wie Quecksilber, DDT und PCB in den Fischbeständen verantwortlich, die als Nahrungsgrundlage für viele Völker der Arktis dienen. Eine verstärkte Öl- und Gasförderung in der Arktis würde nicht nur den Druck auf das empfindliche Ökosystem der Arktis erhöhen, das bereits jetzt durch die Auswirkungen des Klimawandels und der weiteren Entwicklung bedroht ist. Dies wäre auch eine weitere Beschneidung der Menschenrechte der in der Arktis lebenden Bewohner und Ureinwohner. (Text: A. Karsch)



Das Wunder vom Little Bighorn

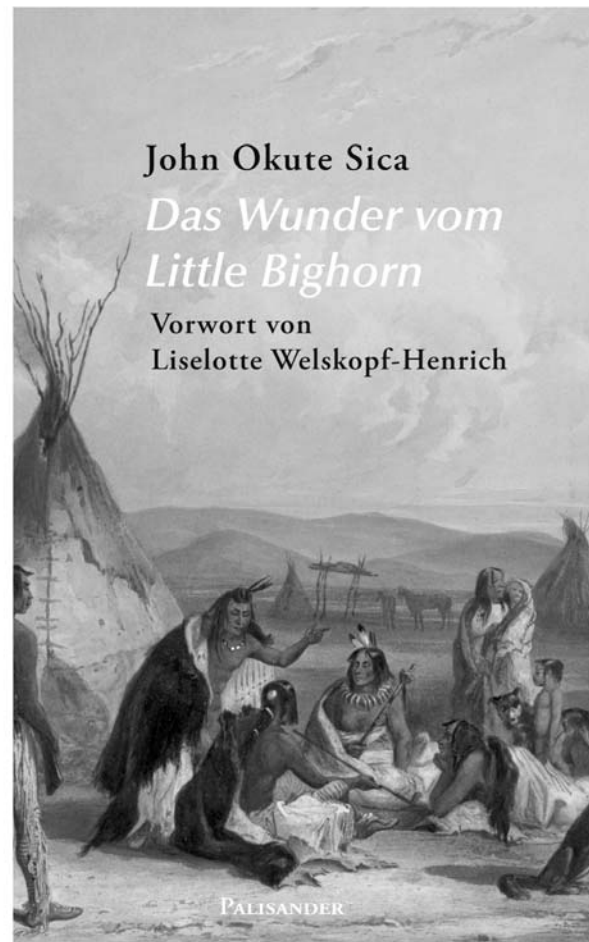
Die Erzählungen des Lakota-Häuptlings Okute Sica

John Okute Sica (1890-1964) lebte in Wood Mountain, Kanada. In seiner Kindheit lernte er noch das freie nomadische Leben der Prärieindianer kennen. Seine Geschichten spiegeln eindrucksvoll die reiche mündliche Erzähltradition der Lakota wider.



Die Spannweite des Erzählten reicht von authentischen Berichten von der Schlacht am Little Bighorn oder dem Tod Häuptling Sitting Bulls über ungewöhnliche Abenteuererzählungen bis hin zu essayistischen Abhandlungen über die legendenumwobene »Pfeife des Weißen Büffelkalbs«, die Federkrone und den Büffel. Im Zentrum des Werkes steht »Maiden Chief«, eine Liebes- und Abenteuererzählung von der Komplexität eines Romans, die in der Geschichte der indigenen Literatur Nordamerikas einzigartig dastehen dürfte.

1963 begegnete ihm Liselotte Welskopf-Henrich. Sie war von ihm so beeindruckt, daß sie ihn als »Harry Okute« in ihrem Roman »Nacht über der Prärie« ein literarisches Denkmal setzte. Die Manuskripte des Häuptlings wurden in ihrem Nachlaß überliefert.



Mit Illustrationen von Margaux Allard (White Swallow Woman), einer Enkeltochter des Autors

John Okute Sica
Das Wunder vom Little Bighorn
Vorwort von Liselotte Welskopf-Henrich
360 S., Festeinband m. Schutzumschlag
ISBN 978-3-938305-10-2
1. Auflage November 2009
€ 22,90

Portofreie Lieferung an Privatkunden bei:
www.palisander-verlag.de

INDIANER INUIT: Das Nordamerika Film Festival & Beyond

Liebe Freunde des indianischen Films,

nachdem INDIANER INUIT: Das Nordamerika Film Festival (3) im vergangenen Dezember ein toller Erfolg war (auch das ZDF berichtete im Rahmen seiner Olympiabereichterstattung aus Vancouver über unsere Veranstaltung), möchten wir in Zukunft regelmäßig über Filmfestival-Neuigkeiten und weitere interessante Veranstaltungen informieren. Gleichzeitig möchten wir die Gelegenheit nutzen, um an dieser Stelle nochmals allen Partnern und Unterstützern dieses sehr aufwändigen Festivals zu danken.

Im Namen des Festival-Teams wünsche ich allen eine gute Zeit und würde mich freuen, Euch und Sie bei unseren kommenden Veranstaltungen wieder begrüßen zu dürfen.

Herzlichst,

Gunter Lange, Künstlerischer Leiter

BETWEEN TRADITION and MULTIMEDIA LIFE

INDIANER INUIT: Das Nordamerika Film Festival(4) wird im Januar 2012 im Treffpunkt Rothebühlplatz (VHS Stuttgart) stattfinden.

VORTRAG und KONZERT im Rahmen der American Days Stuttgart: Die "Bedeutung der Irokesenkultur in der heutigen Zeit". Der renommierte Journalist und Autor Doug George-Kanentiio berichtet über die Traditionen der Irokesen, ihre Werte und die amerikanische Indianerpolitik. Ort: Linden-Museum Stuttgart, Termin: Sonntag, 30. Mai 2010, Beginn: 17.00 Uhr. Anschließend, um 19.00 Uhr "DANCING ON MOTHER EARTH". Grammy Music Award-Gewinnerin Joanne Shenandoah (Oneida) konzertiert im Wanner-Saal des Stuttgarter Linden-Museum.

Ein "BEST OF AMERICAN INDIAN FILM FESTIVAL San Francisco 2009" findet am Samstag, 5. Juni 2010 (Beginn um 18.00 Uhr) sowie am Sonntag, 6. Juni (Beginn um 16.00 Uhr) ebenfalls im Stuttgarter Linden-Museum statt. Indianische Gäste sind: Michael Smith, Direktor des American Indian Film Institute und Festival (AIFI, AIFF) San Francisco, seine Frau Cindy Spencer sowie die beiden jungen Filmemacherinnen Mythia Spencer-Smith und Shashani Marcus.

INDIANERWOCHE FÜR KINDER "Rabe, Lachs und rote Zeder – Mit Morgan Green auf Entdeckungsreise zu den Indianern der Pazifik-Nordwestküste" vom 30. August bis 3. September 2010 im Konstanzer Kinderkulturzentrum Raiteberg. Kooperationspartner: Mainau Akademie/Mainau Aktiv, Treffpunkt Petershausen, städtische Integrationsbeauftragte, ALNATURA, SCALA-Filmzentrum. Die 26-Jährige Tsimshian Künstlerin Morgan Green (aus Prince Rupert / Kanada) ist ein Multitalent. Momentan arbeitet sie mit dem berühmten Künstler Jordan Seward an einem neun Meter langen Totempfahl, der im Zentrum von Vancouver zur Erinnerung an die vermissten und ermordeten indigenen Frauen der "Downtown Eastside" aufgestellt werden soll. Kurzer Dokumentarfilm über Morgan Green: www.einmallik.de/filmfest.html, das Passwort lautet: filmfest Regie: Kelvin Redvers, Kanada 2008

KATE MCGARIGGLE, die zusammen mit ihrer Schwester Anna eines der bekanntesten kanadischen Folk-Duos bildete, ist gestorben. Zuletzt komponierten und

sangen die beiden Schwestern den Titel-Song des Inuit-Spielfilms "Before Tomorrow", der mehrfach preisgekrönt und im Rahmen des INDIANER INUIT Filmfestivals 2009 präsentiert wurde.

Ausführliches zu o.g. Terminen finden Sie unter: www.nordamerika-filmfestival.com

Wer INDIANER INUIT: Das Nordamerika Film Festival 2012 finanziell unterstützen möchte, kann dies gerne tun. Wir freuen uns über jeden Cent! Selbstverständlich erhalten alle Spender/innen eine Spendenbescheinigung!

Überweisungen bitte an:

Treffpunkt Rothebühlplatz VHS Stuttgart

BW-Bank

Kto. Nr.: 2 055 338

BLZ:600 500 01

Kennwort: INDIANER INUIT: Das Nordamerika Film Festival 2012

Steuer Nr. beim Finanzamt Stuttgart: 99018/05073

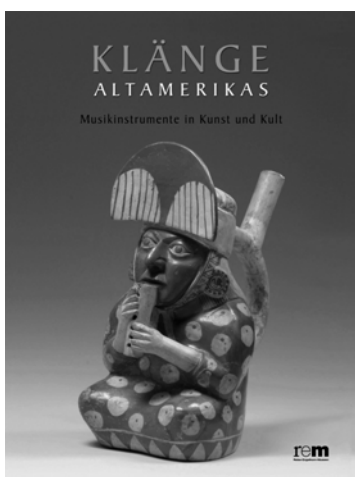


Sängerin, Schauspielerin und Unicef-Repräsentantin Andrea Menard (Métis) im Gespräch mit dem Festival-Publikum.



Michael Smith, Direktor des American Indian Film Institute & Festival San Francisco, sowie die beiden jungen Filmemacherinnen Mytia Smith und Shashani Marcus im Gespräch mit dem Festival-Publikum

(Text und Bilder: Gunter Lange)



**Buchvorstellung:
" Klänge Altamerikas – Musikinstrumente in Kunst und Kult "**

Reiss-Engelhorn-Museen, Zeughaus C5, 68159 Mannheim
www.rem-mannheim.de
Tel +49(0)621-293.3150
Fax +49(0)621-293.9539
reiss-engelhorn-museen@mannheim.de

Öffnungszeiten:
Di – So (auch an Feiertagen) 11-18 Uhr
(für Schulklassen-Führungen ab 9 Uhr geöffnet)
Mo geschlossen

Steigbügelgefäß in Form eines Kerbflötenspielers
Moche III-IV. TL um 400 AD, H 26 cm
© Foto: Endrik Lerch, Ascona

Die herausragende Sammlung präspanischer Musikinstrumente von Dieter und Evamaria Freudenberg stellt die umfangreichste ihrer Art außerhalb Amerikas dar. Auf Initiative der Sammler erschien unter dem Titel "Klänge Altamerikas" eine reich bebilderte Monographie. Als Autorin konnte Prof. Ellen Hickmann, die weltweit renommierteste Forscherin auf dem Gebiet der Musikarchäologie, gewonnen werden.

Die in der Publikation vorgestellten Objekte stammen aus den altamerikanischen Kulturen der heutigen Länder Peru, Chile, Ecuador, Mexiko sowie Guatemala. Darunter befinden sich beispielsweise Instrumente der Inka, der Maya und Azteken. Sie umfassen eine Zeitspanne, die von den Anfängen der Kulturen bis zu ihrer Eroberung durch die spanischen Conquistadoren reicht.

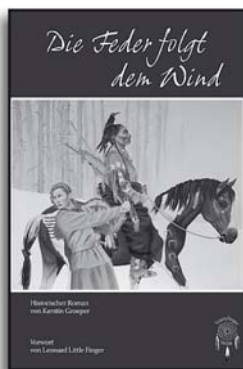
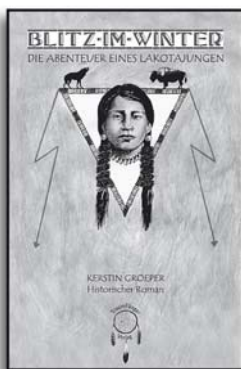
Verschiedenste Klangerlebnisse verbergen sich in den Objekten aus Keramik, Metall und Holz. Man erfährt vom zarten Klingen von Goldplättchen an Kleidung und Tonfigurinen, von den erstaunlichen Geräuschen, die ein Steinschraper hervorbringen kann, von den Klängen der Schneckenhörner und der unendlichen Vielfalt der Töne, die sich vielen verschiedenartigen Blasinstrumenten und Rasseln entlocken lassen. Dahinter stehen ausgeklügelte Klangerzeugungsmechanismen für Flöten und Pfeifen, entsprechend der Beschaffenheit der Materialien wie Knochen oder Ton. Insbesondere bei den tönernen Instrumenten fällt der Reichtum der Formen auf, der von den bekannten Panflöten bis hin zu Figuren von Göttern, Priestern, Ballspielern, aber auch Eulen, Fledermäusen, Affen, Hunden und vielem mehr reicht. Diese Vielfalt an Formen und Klängen lässt die besondere Bedeutung der Musik erahnen.

Anhand der umfassenden Betrachtung der Sammlung bringt das Buch ein Stück faszinierender Musikgeschichte näher. Gleichzeitig spricht es aber die unmittelbare sinnliche Erfahrung von Klängen an, die uns mitten in untergegangene Kulturen führen.

Das Buch ist an den Museumskassen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim zum Preis von Euro 24,90 erhältlich oder kann bestellt werden unter: katalog.rem@mannheim.de

TraumFänger Verlag

Ihr Fachverlag für gute Literatur.



www.traumfaenger-verlag.de

TraumFänger Verlag GmbH & Co.KG
Dorfener Weg 14
D 83104 Hohenthann-Schönau - Germany
Phone 0049 (0) 8065 1792
Fax 0049 (0) 8065 1792
info@traumfaenger-verlag.de





GRASSI
MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG

Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen

Reise in einer Welt
Ausstellung auf 4.200 qm

GRASSI Museum für Völkerkunde zu Leipzig · Johannisplatz 5-11, 04103 Leipzig · www.mvl-grassimuseum.de

Linden-Museum Stuttgart

Staatliches Museum für Völkerkunde
Hegelplatz 1
70174 Stuttgart
Tel. 0711.2022-3
www.lindenmuseum.de



Sonntag, 30. Mai:
Irokesen. Leben, Kultur und Musik.

17 Uhr:
Bedeutung der Irokesen-Kultur in der heutigen Zeit
Vortrag von Doug George-Kanentiio, Oneida, New York

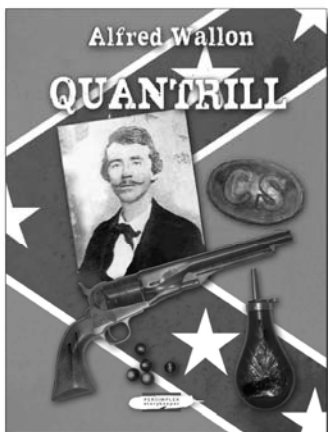
19 Uhr: Dancing on Mother Earth
Grammy-Preisträgerin Joanne Shenandoah (Oneida, N.Y.)
in Concert

Im Rahmen der American Days Stuttgart.
In Kooperation mit dem Deutsch-Amerikanischen Zentrum/James-F.-Byrnes-
Institut Stuttgart und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Bildungswerk Stuttgart.

Außerdem nicht verpassen!

5. + 6. Juni: Best of the American Indian Filmfestival San Francisco 2009
Deutsche Erstaufführungen aktueller indianischer Spiel-, Dokumentar- und Kurzfilme
In Kooperation mit dem Deutsch-Amerikanischen Zentrum/James-F.-Byrnes-Institut Stuttgart und der vhs Stuttgart

In Vorbereitung bei PERSIMPLEX



William C. Quantrill, die Geißel des Südens, schrieb vor und während des Sezessionskrieges 1861 - 1865 blutige Geschichte. Mit seinen legendären Raiders versetzte er ganze Landstriche in Angst und Schrecken und terrorisierte über Jahre hinweg das Grenzland von Kansas.

Wer war Quantrill? Ein Teufel in Menschengestalt, oder vielleicht nur eine tragische Figur - geprägt von den Ereignissen einer vergangenen Zeit? Welche Motive bestimmten sein grausames Vorgehen in Lawrence/Kansas am frühen Morgen des 21. August 1863, als er eine ganze Stadt niederbrennen ließ und deren Bewohner terrorisierte? Welche Spuren hinterließ diese Politik der Zerstörung und des gnadenlosen Kampfes - und warum ranken sich bis heute noch Legenden um den Anführer dieser brutalen Guerillas der Südstaaten?



Custer wusste nicht, dass der 25. Juni 1876 nicht nur sein eigenes Schicksal besiegeln würde, sondern auch das der 7th Cavalry. Er führte seine Soldaten in den Untergang, indem er bis zuletzt die Überlegenheit von Sitting Bull und den vereinten Stämmen der Sioux ignorierte und glaubte, gegen unwissende Wilde zu kämpfen, die man mit Leichtigkeit in die Flucht schlagen könne. An einem kleinen Fluss namens Little Big Horn erfüllte sich das Schicksal des Mannes, der bis zuletzt machtbesessen und arrogant war.

"Untergang am Little Big Horn" zeichnet die letzten Wochen Custers nach, der noch Jahre nach seinem Tod von der Presse als Held verehrt wurde. Aber seinen dunklen und zwiespältigen Charakter kannten nur diejenigen, die mit ihm in die Schlacht zogen. Und als sie begriffen, wie sehr sich Custer geirrt hatte, war es längst zu spät ...

www.persimplex.de * www.persimplex-buchladen.de * www.persimplex-storykeeper.de



Karl·May·Museum

Entdecken und erleben Sie zwei in Europa einmalige Ausstellungen:

"Karl May – Leben und Werk" in Karl Mays Wohnhaus der "VILLA SHATTERHAND" und die **"Indianer Nordamerikas"** im Wild-West-Blockhaus "VILLA BÄREN-FETT".

Unser Tipp für Ihren Besuch: Familienrätsel und Spurenpfad, Winnetous Silberbüchse, Indianerschlacht am Little Bighorn, Hörsessel, Sonderausstellungen und Familiennachmittage u.v.a.m.!

Sie besuchen nicht nur ein Museum – Sie besuchen das Wigwam Old Shatterhands.

Karl-May-Museum Radebeul
Karl-May-Str. 5
01445 Radebeul bei Dresden

Telefon: +49 (0) 351/ 8 37 30 – 10
Fax: +49 (0) 351/ 8 37 30 – 55
E-Mail: info@karl-may-museum.de
Internet: <http://www.karl-may-museum.de>



Termine / Vorträge:

Sa. 05. Juni 2010:

Indianerkinderfest im Karl-May-Museum

Fr. 18. Juni 2010, 18:30 Uhr. Erik Lorenz (Berlin) und Frank Elstner (Chemnitz):

Liselotte Welskopf-Henrich – ihr Leben und die Erzählung von John Okute Sica

Mo. 05. Juli bis Fr. 09. Juli 2010:

Sommerferienprojekt "Indianerfreizeit"

Ernst Probst: Superfrauen aus dem Wilden Westen

Wenn der Begriff "Wilder Westen" fällt, denkt man meistens an mehr oder minder tapfere Männer wie indianische Häuptlinge, Krieger, Medizinmänner oder weiße Pioniere, Farmer, Jäger, Soldaten, Sheriffs und Revolverhelden. Von tüchtigen Frauen ist in dieser Welt, in der Gewalt oft eine große und traurige Rolle spielte, weniger die Rede. Doch in Wirklichkeit haben im Wilden Westen auch zahlreiche Frauen mutig "ihren Mann gestanden" und manchmal sogar – wie die Meisterschützin Annie Oakley – Mitglieder des angeblich "starken Geschlechts" übertroffen. Darauf weist das Taschenbuch "Superfrauen aus dem Wilden Westen" in Wort und Bild hin. Die Biografien der "Superfrauen aus dem Wilden Westen" stammen mit wenigen Ausnahmen – nämlich Lozen, Mohongo und Queen Betty – aus drei Titeln der insgesamt 14-bändigen

Taschenbuchreihe "Superfrauen" von Ernst Probst. Nämlich "Superfrauen 1 – Geschichte", "Superfrauen 2 – Religion" und "Superfrauen 7 – Film und Theater". Als "Superfrauen im Wilden Westen" werden vorgestellt: die Scharfschützin Calamity Jane, die selige Katharina Tekakwitha, die Kriegerin Lozen, der Showstar Adah Isaacs Menken, die Sachen-Ehefrau Mohongo, die Meisterschützin Annie Oakley, die Indianer-Prinzessin Pocahontas, die Anführerin Queen Betty, die indianische Volksheldin Sacajawea, die "Banditenkönigin" Belle Starr und die Zirkuspionierin Agnes Lake Thatcher. "Superfrauen aus dem Wilden Westen" (ISBN: 3640125975) ist bei "GRIN Verlag für akademische Texte" erschienen und bei "Libri" www.libri.de für 14,99 Euro erhältlich. (Pressemitteilung)

Pressemeldung (von AIR gekürzt):

19. Karl-May-Festtage Radebeul vom 14.-16. Mai 2010

Legendäre Stimme der Native Americans

Grammy-Preisträgerin Joanne Shenandoah zu Gast bei den Karl-May-Festtagen in Radebeul

Ihre Musik ist magisch und vermag es, Zuhörer in Trance zu versetzen. Die Grammy-Gewinnerin Joanne Shenandoah ist *die* Stimme der indianischen Ureinwohner Nordamerikas. Bei den 19. Karl-May-Festtagen in Radebeul (14.-16. Mai 2010) wird die zahlreich ausgezeichnete Musikerin das Publikum mit ihrem Gesang und ihren Melodien in die Welt ihrer Vorfahren entführen.

Joanne Shenandoah, deren indianischer Name Tekalihwa („Sie singt“) ist, tritt bei der „Nacht der magischen Stimmen“, dem Höhepunkt der Festtage, am Samstag Abend (21 Uhr) auf, gemeinsam mit den Sängern Wade Fernandez (Menominee, USA) und Dennis Shorty (Kaska, Kanada).

Joanne Shenandoah wird außerdem beim Pow Wow am „Hohen Stein“ am Samstag und Sonntag zu erleben sein. Ihr Ehemann Doug George Kanentio nimmt beim jeweils halbstündigen Programm die Rolle des Geschichtenerzählers ein und wird die Zuhörer in die Geheimnisse der indianischen Sagenwelt einweihen.

Joanne Shenandoahs Repertoire umfasst neben traditioneller irokesischer Musik auch Country, Folk, Rock oder Gospel. Die Musikerin erhielt 2006 den Grammy (Best Native American Music Album) für ihren Song „Mother Earth“ auf dem Album „Sacred Ground“. Sie gewann zudem zahlreiche Native American Music Awards: Unter anderem wurde sie 1998 und 1999 als beste weibliche Künstlerin ausgezeichnet, und 2007 erhielt sie den Lifetime Achievement Award für ihr beeindruckendes musikalisches Lebenswerk. Bisher veröffentlichte Joanne Shenandoah 15 Alben.

Nähere Informationen zum Programm: www.karl-may-fest.de

Veranstalter & Kontakt:

19. Karl-May-Festtage
Amt für Kultur und Tourismus
Altkötzschenbroda 21
01445 Radebeul

Tel: 0351 - 83 11 600 – 624
Fax: 0351 - 83 11 633
pr@feste-radebeul.de



9. NATIVE AMERICAN POW-WOW (in Germany)

UNITED NATIVE AMERICAN COUNCIL ASSOCIATION EUROPE e.V.

22. & 23. Mai 2010

88512 Mengen (Festplatz)

www.muskokee.de

Henry Red Cloud mit Village Earth in Göttingen

Am 17. März 2010 war es soweit und Henry Red Cloud, Ralf Kracke-Berndorff und David Bartecchi waren bei mir in der Nähe zu Gast um für ihr Bisonprojekt der Hilfsorganisation Village Earth zu berichten. Wir alle freuten uns über das Wiedersehen und die "Indianerfilmtage 2006" (siehe AIR Nr. 2) im Capitol-Kino Witzenhausen kamen uns wie gestern vor. Tja, wie die Zeit vergeht – das damals adoptierte Bisonkalb "Wicahpiwaskaskayapi = Moviestar" ist inzwischen zu einer stattlichen Bisonkuh herangewachsen und hat selbst schon ein Kalb zur Welt gebracht. Der zweite Nachwuchs wird voraussichtlich im "Monat der rotbraunen Kälber" – wie die Lakota den Mai nennen – die "Black Feather Bisonherde" der Pine Ridge Reservation vergrößern.

Die Veranstaltung bei der Gesellschaft für bedrohte Völker (GfbV) in Göttingen begann mit dem neuen Film "Indian Country" von Ralf Kracke-Berndorff, wobei die Zuschauer viele Hintergrundinformationen anschaulich vermittelt bekamen.

Die Gäste im voll besetztem Saal des Victor-Gollanz-Hauses lauschten anschließend dem geschichtlichen Abriss Henry Red Clouds – wie Lakota und Bisons ins Land kamen, über die ersten Begegnungen mit Weißen, dem Fort Laramie-Vertrag, Red Clouds Krieg (siehe auch AIR Nr. 14), über die Ermordung Sitting Bulls, bis zur Geistertanzbewegung und dem Wounded Knee Massaker. An passenden Stellen der Geschichte erklang die Trommel und Henry sang – u.a. ein Ehrenlied für heimkehrende Krieger und ein Geistertanz-Lied.

"Die Rückkehr der Bisons ins Indianerland bedeutet für die Lakota Nachhaltigkeit, Freude und Hoffnung. Der Bison verbindet uns mit unseren Zeremonien, unserer Lebensart, unseren Liedern und unserer Sprache."

(Henry Red Cloud)

David Bartecchi erzählte von der Sisyphusarbeit, das Land der Lakotafamilien aus den Pachtverträgen der weißen Rinderzüchter zu lösen. Aber auch von den Bemühungen, diese vielen kleinen Landflecken, die nun den Indianern zugesprochen wurden, so zusammenzufügen, dass daraus schließlich eine zusammenhängende Weidefläche für Bisons gewonnen werden kann. Oft wissen viele Lakota gar nicht, wo sich ihre Parzelle befindet. Die Pine Ridge Reservation sieht auf der Landkarte wie eine große, den Indianern gehörende Fläche aus. Zoomt man allerdings näher heran, wird der "Flickenteppich" sichtbar – nur 1,6% des Landes sind momentan tatsächlich unter indianischer Kontrolle. Village Earth hat in zeitraubender Rechercharbeit einen Atlas der Reservation erstellt, auf dessen Grundlage nun die Zurückgewinnung des Landes effektiv koordiniert werden kann. Viel Land ist auch wegen Verschuldung der indianischen Eigentümer beschlagnahmt bzw. verkauft worden. Deshalb muss man sogar versuchen, Land zurückzukaufen.

"Weiße Pächter laugen das Land mit (ungeeigneter) Rinderzucht aus und zahlen eine geringe Jahrespacht. Ist das Land kaputt, ziehen sie einfach weiter und hinterlassen eine

Einöde, die Pacht entfällt dann natürlich dann auch!", so berichtet David Bartecchi weiter. "Die Lösung ist die Landnutzung durch die Indianern selbst: durch Bisonzucht. Sogar eine verlassene Einöde kann durch Bisonhaltung renaturiert werden. Wo Bisons leben, kehrt die ursprüngliche Landschaft zurück!".

Am Ende gab es noch eine ausführliche, von vielen rege wahrgenommene konstruktive und informative Fragerunde.

Am Stand von Village Earth gab es viel Informationsmaterial und auch Handwerksarbeiten aus der Reservation zu kaufen. Natürlich können auch wieder Bisonkälber adoptiert werden:

Bankverbindung für Spenden:

Förderverein für bedrohte Völker e.V.

Stichwort: Lakota Landnutzungsprojekte (unbedingt angeben!)

Kto. 7400201

BLZ 20010020

Postbank Hamburg

IBAN: DE89 2001 0020 0007 4002 01

BIC: PBNKDEFF

Bitte teilen Sie per E-mail (cornelia@villageearth.org) Spende und Adresse mit, damit eine Spendenbescheinigung oder bei einer Bisonpatenschaft eine Urkunde ausgestellt werden kann.

"Die Rückkehr der Bisons ist gut für die gesamte Menschheit."

(Henry Red Cloud)

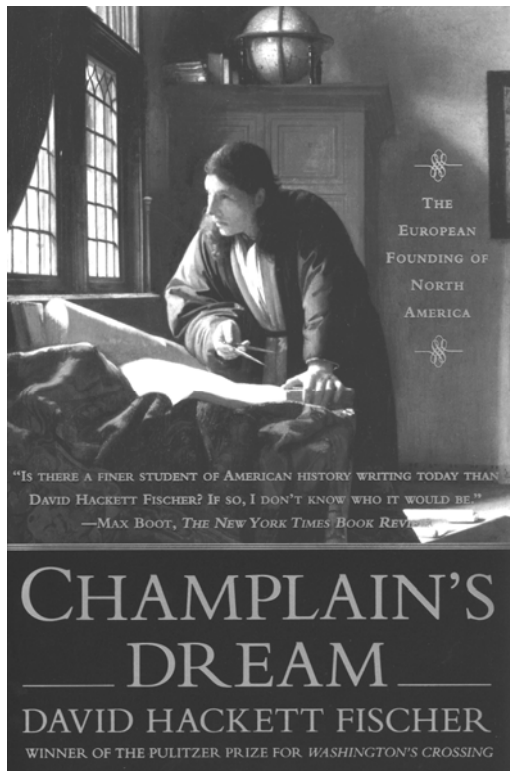
Einen ausführlichen Bericht zur gesamten Tour, viele Links zu Berichten einiger Tourstationen sowie zu einem Radiobeitrag mit Henry Red Cloud unter: www.redcloud.net.tc



Elvira Mathes (Unterstützerin), Henry Red Cloud (Village Earth), Frank Langer (AIR), Ralf Kracke-Berndorff (Village Earth), Cornelia Bauer (Village Earth), David Bartecchi (Direktor/Village Earth), Yvonne Bangert (Referentin für indigene Völker der GfbV), Tilmann Zülch (Vorstandsvorsitzender/GfbV-Göttingen), Margalie Bauer (GfbV-Regionalgruppe Osnabrück) [von links nach rechts]

(Bilder & Text: Frank Langer)

Rezensionen



David Hackett Fischer:

Champlain's Dream.

New York, London, Toronto, Sydney: Simon & Schuster Paperbacks, 2009. 834 Seiten, ca. \$ 18,99; zahlreiche Abbildungen in Farbe und schwarzweiß. ISBN 978-1-4165-9333-1; (in englischer Sprache)

"Champlains Traum": Das war die Gründung einer dauerhaften Kolonie in Kanada, die in Nordamerika die Handelsinteressen Frankreichs, insbesondere Pelzhandel und Hochseefischerei, gegenüber den europäischen Seemächten Spanien, England und Niederlande wahrte. Gleichzeitig bestand nur auf diese Weise die Kontrollmöglichkeit über eine westliche Durchfahrt nach Asien, falls diese denn existieren sollte. Eine schwierige Aufgabe, denn eine solche Kolonie blieb für viele Jahre von regelmäßigen Versorgungsleistungen abhängig, bis sie sich wenigstens selbst ernähren konnte.

Das vorliegende Buch dürfte die fundierteste der bisher zur frühen Geschichte der französischen Kolonisation Kanadas erschienenen Abhandlungen sein. Gebunden an die Person des Samuel Champlain (ca. 1570-1635) und gegründet auf ein umfassendes Quellenstudium, schildert der Autor auf rund 800 Seiten detailliert die Gründungsgeschichte Kanadas.

Der Lebenslauf des Koloniegründers Champlain wird vor dem Hintergrund politischer Ereignisse in Frankreich beleuchtet.

Champlain war Soldat und Schriftsteller, ein aufmerksamer Beobachter, geschickter Organisator und Forschungsreisender in einer Person. Er hat in Form mehrerer voluminöser Bücher ein umfangreiches Schriftgut hinterlassen, in dem er Menschen und Landschaften Kanadas

sowie seine eigenen Aktivitäten bei der Gründung der Kolonie detailliert beschreibt.

Da seine Bücher vor allem an den jeweiligen französischen König und potenzielle Geldgeber gerichtet waren, bleiben persönliche Aspekte in Champlains Schriften im Hintergrund. So haben wir nur wenige Informationen über seine Familie und es existiert kein einziges authentisches Portrait. Stets pragmatisch um Kompromisse zwischen verschiedene Interessenlagen und religiösen Anschauungen bemüht, mag er einen ausgeglichenen Charakter gehabt haben. Aber das wissen wir genauso wenig, wie uns seine Konfession bekannt ist. Er wurde vermutlich in einer protestantischen Familie geboren und mag später zum Katholizismus konvertiert sein. Welche persönliche Bindung bestand zwischen dem jungen Champlain oder seine Eltern mit dem französischen König Heinrich IV.? Fischer untersucht die ebenso dürftigen wie widersprüchlichen Quellen und zieht Schlussfolgerungen.

Die ersten Jahre, ab 1603, schienen raschen Erfolg zu versprechen, da Champlain bei König Heinrich IV. Unterstützung fand. Er unternahm Erkundungsfahrten, gründete erste Stützpunkte und warb bei französischen Handelsgesellschaften um Unterstützung. Die Situation änderte sich, als der König 1610 einem Anschlag zum Opfer fiel und seine Nachfolger sich auf die Konsolidierung eines von Intrigen geprägten Königshofes konzentrierten. Auch private Handelsgesellschaften zeigten sich nur an kurzfristigen Erfolgen interessiert, statt eine langfristig bestehende Kolonie zu schaffen.

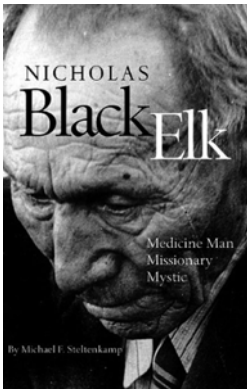
Champlain war in jenen Jahren unglaublich aktiv. In Kanada erkundete er Land und Flussläufe, organisierte den Aufbau von Stützpunkten, gründete und befestigte Quebec, verhandelte mit indianischen Stämmen, beteiligte sich an Gegenangriffen der Hurone auf die vordringenden Iroquois und fand Zeit, umfangreiche Landesschilderungen zu Papier zu bringen.

Im Laufe seines Lebens überquerte Champlain fast 30 Mal den Atlantik und wirkte auch in Frankreich für seine Ziele. Er verhandelte mit einflussreichen Personen und bemühte sich um die Unterstützung des Königs.

Seine persönlichen Lebensumstände waren vielleicht weniger glücklich. So heiratete er 1612, mit rund 40 Jahren, ein 14jähriges Mädchen. Der Altersunterschied und das Brautalter waren damals nicht ungewöhnlich, doch war es aus Sicht der Braut keine Liebesheirat. Sie begleitete Champlain zwar für mehrere Jahre nach Kanada, wo sie in einer Männergesellschaft die einzige europäische Frau war und mit ihrer Freundlichkeit und Schönheit insbesondere die Indianer faszinierte, scheint aber nicht sehr glücklich gewesen zu sein und ging später, in Ermangelung einer Scheidungsmöglichkeit, ins Kloster. Die Ehe blieb kinderlos.

David Hackett Fischer, der für seine historische Abhandlung "Washington's Crossing" bereits den Pulitzer-Preis erhalten hat, ist mit "Champlain's Dream" ein interessant und flüssig geschriebenes Sachbuch gelungen. Statt den Text mit einer Fülle widersprüchlicher Details zu überfrachten, finden sich ein umfangreicher Anhang und eine Vielzahl von Anmerkungen.

RO



Michael F. Steltenkamp:
Nicholas Black Elk. Medicine Man, Missionary, Mystic.
 Norman: University of Oklahoma Press, 2009. 296 Seiten, € 19,99; zahlreiche sw-Fotos.
 ISBN 978-0-8061-4063-6;
 (in englischer Sprache)

Black Elk ("Schwarzer Hirsch"; ca. 1865-1950) gehört zu den bekanntesten spirituellen Persönlichkeiten der Lakota. Die von ihm diktierten Bücher "Black Elk Speaks" (1932; dt. "Ich rufe mein Volk") und "The Sacred Pipe" (1953, nach seinem Tod erschienen; dt. "Die heilige Pfeife") sind viel gelesene Augenzeugenberichte, in denen Black Elk über sein Leben und die traditionelle Religion der Lakota berichtet. Seine Aussagen wurden von John G. Neihardt bzw. Joseph E. Brown aufgezeichnet und publiziert. Sie stellen Black Elk als heiligen Mann, als traditionellen Heiler voller Einblicke in das religiöse Brauchtum seines Stammes dar, als Bewahrer alter Traditionen.

Diese Perspektive ist jedoch einseitig geprägt und bedarf einer Korrektur. Das religiöse Weltbild Black Elks wurzelt zweifellos in der Lakota-Tradition und seine Schilderungen von Bräuchen und Zeremonien finden in der ethnologischen Literatur überwiegend Bestätigung. Neihardt und Brown verschweigen jedoch beide, dass Nicholas Black Elk, "Nick", wie er allgemein genannt wurde, zur Zeit seiner Diktate ein seit Jahrzehnten engagierter Laienprediger (Katechist) der römisch-katholischen Kirche war. So spiegeln die Publikationen lediglich eine bis etwa 1890 geltende Lebenserfahrung wider. Black Elk war damals noch ein junger Mann, während sein weiteres Leben eine andere Prägung erfuhr.

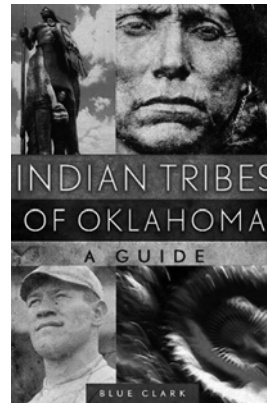
Im vorliegenden Werk stellt Michael F. Steltenkamp, Professor für religiöse Studien an der Wheeling Jesuit University von West Virginia diese Problematik dar und beleuchtet den gesamten Lebensweg Black Elks. Er erläutert die für Black Elk typische Verschmelzung traditioneller und christlicher Religionspraktiken und -bestandteile. Es wird deutlich, dass Black Elk diese Verbindung im Laufe der Jahrzehnte tief verinnerlichte und zu keinem Zeitpunkt als Gegensatz verstand. Keiner seiner Zeitgenossen hatte den geringsten Grund, an seiner tiefen Religiosität im christlichen Sinn zu zweifeln. Steltenkamp weist nach, dass Neihardt und Brown dieses "Problem" genau erkannten, es jedoch aus publizistischen Gründen ignorierten.

Die beiden "Bücher" Black Elks sind einseitige Darstellungen, welche die beiden Publizisten (unabhängig voneinander) von offensichtlichen christlichen Einflüssen befreiten, um das gewünschte Bild des indianischen "Traditionalisten" nicht zu stören.

Steltenkamp arbeitet diese Einseitigkeit auf und schildert den gesamten Lebensweg und das familiäre Umfeld des Black Elk umfassend. Es ist eine komplexe Biografie über das Leben eines religiösen Denkers entstanden, der seine spirituelle Kraft sowohl aus den traditionellen Vorstellungen der Lakota als auch aus christlichen Einflüssen schöpfte.

Das Buch ist eine wertvolle Lektüre nicht nur zum Leben Black Elks, sondern bietet viele Informationen zur religiösen Verfassung der Lakota in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Das Buch wird von zahlreichen, oft erstmals veröffentlichten Fotos bereichert.

RO



Blue Clark:
Indian Tribes of Oklahoma. A Guide.
 Norman: University of Oklahoma Press, 2009. 414 Seiten, € 21,99; zahlreiche sw-Fotos.
 ISBN 978-0-8061-4060-5;
 (in englischer Sprache)

Die "Indianerstämme von Oklahoma" beinhalten den lexikalischen Überblick über Geschichte und Gegenwart der rund 40 heute in Oklahoma lebenden Indianerstämme – sowohl vom Bund anerkannter als auch noch nicht anerkannter Indianer. Die Auflistung erfolgt alphabetisch und stellt die Stämme einzeln vor. Es werden ihre Sprache, Eckpunkte ihrer Stammesgeschichte, Bevölkerungszahlen, die heutige wirtschaftliche Situation und prominente Stammesangehörige aus Geschichte und Gegenwart vorgestellt. Zu jedem der genannten Stämme ist ein Literaturverzeichnis mit verwendeter und weiterführender Literatur beigelegt.

Es fällt auf, dass der weitaus größte Teil der heute in Oklahoma lebenden Indianer ursprünglich aus anderen Teilen der USA stammt. So befindet sich die eigentliche Heimat der Delaware nahe der Ostküste der USA, die der Seminole in Florida und die der Modoc in Kalifornien. Dies spiegelt die Vertreibungs- und Umsiedlungspolitik der USA im 19. Jahrhundert wider, als das Gebiet des heutigen Bundesstaates Oklahoma "Indian Territory" genannt wurde und der zentralen Ansiedlung anderswo von den Weißen vertriebener Indianer diente.

Das Buch ist besonders interessant durch die Berücksichtigung der heutigen politischen und ökonomischen Situation der genannten Stämme und bietet deswegen eine interessante Ergänzung zu historischen Werken, deren zeitlicher Rahmen meist im 19. oder Anfang des 20. Jahrhunderts endet.

RO



William E. Farr:
Julius Seyler and the Blackfeet. An Impressionist at Glacier National Park.
 Norman: University of Oklahoma Press, 2009. 256 Seiten, \$ 45,00; 122 Abbildungen. ISBN 978-0-8061-4014-8 (in englischer Sprache)

Der impressionistische Maler Julius Gottfried Seyler wurde 1873 in München geboren. Nach dem Abitur besuchte er die Münchner Akademie der Schönen Künste, wo er Kunst studierte. Nebenbei war er ein erfolgreicher Eisschnellläufer und gewann mehrere Preise.

Als Kunstmaler übte er sich jahrelang an regionalen Motiven, begann jedoch 1909 die Suche nach neuen Inspirationen und reiste über die Niederlande nach Paris. Schließlich begab er sich 1913 in die USA, wo in St. Paul die Familie seiner aus Norwegen stammenden Frau lebte.



Noch im gleichen Sommer besuchte Seyler den Glacier National Park, in dessen Umgebung ihn die Blackfoot-Indianer, die dort in der Reservation lebten, begeisterten. Seyler wurde von den Blackfoot freundlich aufgenommen und ins familiäre Leben integriert.

Er fertigte in diesen Monaten zahlreiche impressionistische Gemälde von Indianern und Landschaften an. Mitunter ließ er sich bei der Motivwahl von Fotografien inspirieren, die während seines Aufenthaltes oder kurz vorher aufgenommen worden waren, wie einige im Band abgedruckte Vergleiche von Fotos und Gemälden zeigen.

Obwohl ihn der Sommer bei den Blackfoot zweifellos stark beeindruckt und beeinflusst hat, lässt sich aus dem Nachlass nicht ermitteln, welche konkreten Pläne er hinsichtlich der Entwicklung seiner künstlerischen Karriere verfolgte. Er kehrte nach St. Paul zurück, plante anscheinend, gemeinsam mit seiner Frau nach Deutschland zurückzukehren. Sie änderten diese Pläne dann jedoch, und das Ehepaar begab sich im Sommer 1914 wiederum zu den Blackfoot.

Die geplante Rückreise nach Deutschland wurde durch den Ausbruch des 1. Weltkrieges verhindert. Seyler kehrte erst 1921 nach München zurück, seine Frau folgte mit der inzwischen geborenen Tochter ein Jahr später. Für Seyler blieb es die einzige Reise nach Amerika.

Das sehr schön und mit vielen farbigen Gemälde-reproduktionen ausgestattete Buch behandelt die gesamte Biografie Seylers bis zu seinem Tod 1955, doch stehen die beiden Sommer in der Blackfoot-Reservation im Mittelpunkt der Darstellung.

RO



Reinhard Pohanka:
Der Amerikanische Bürgerkrieg.

Wiesbaden: Marix Verlag, 2007.
255 Seiten, € 5,00;
ISBN 978-3-86539-925-0

Der Autor, Archäologe am Historischen Museum der Stadt Wien, hat nach zahlreichen anderen historischen Publikationen mit dem vorliegenden Werk ein inhaltsreiches und detailliertes Sachbuch vorgelegt, in dem die zentrale Bedeutung des Amerikanischen Bürgerkrieges (1861-65) für die Herausbildung der Weltmacht USA veranschaulicht wird.

Während der Schwerpunkt der Darstellungen auf den Schilderungen des Krieges selbst liegt, werden in prägnanter Weise zunächst die wichtigsten historischen Abläufe bis zum Bürgerkrieg, die Entstehung der Parteienlandschaft der Vorkriegszeit, und die Herausbildung und Ausbreitung der Sklaverei erläutert. Schließlich wird der sich vertiefende Gegensatz von Nord- und Südstaaten, der insbesondere aus den unterschiedlichen Wirtschaftsformen resultiert, als Kriegsursache herausgearbeitet.

Der größte Teil des Buches ist jedoch den detaillierten Beschreibungen der Kriegereignisse vorbehalten. Die militärischen Ereignisse werden trotz der vielen Einzelheiten jeweils im komplexen Zusammenhang geschildert und hin-

sichtlich ihrer strategischen Hintergründe beleuchtet. Bei wichtigen Personen werden biografische Angaben eingefügt, so dass die persönlichen Hintergründe der handelnden Personen deutlich werden. Das Buch lässt sich sehr gut lesen und löst sich nicht in ermüdende Auflistungen militärischer Ereignisse auf.

Dass sich gelegentliche Irrtümer finden, mag man bei dem faktenreichen Werk entschuldigen. So war es z. B. Dixon S. Miles, nicht aber Nelson A. Miles, der bei Harper's Ferry tödlich verwundet wurde (S. 91). Letzterer hat den Krieg unbeschadet überstanden und bekanntlich in den Folgejahren an der "Indianergrenze" Karriere gemacht.

Das Fehlen jeglicher Abbildungen mag man verschmerzen, doch wären einige Übersichtskarten und Skizzen, die die militärischen Abläufe und Ereignisse verdeutlichten, sehr hilfreich gewesen.

Trotz des interessanten Textes scheint die Chance, ein deutschsprachiges Standardwerk über den Amerikanischen Bürgerkrieg herausgebracht zu haben, vertan, denn aus schwer nachvollziehbaren Gründen hat der Verlag leider auch auf einen Stichwortindex verzichtet.

Interessenten der Ereignisse sollten trotzdem nicht auf die Lektüre verzichten.

RO



Margarete Grandner / Marcus Gräser (Hg.)
Nordamerika
Geschichte und Gesellschaft
seit dem 18. Jahrhundert

PROMEDIA

Margarete Grandner / Marcus Gräser (Hrsg.):
Nordamerika. Geschichte und Gesellschaft seit dem 18. Jahrhundert.

Edition Weltregionen, Band 18. Wien:
Promedia Verlag und Verein für
Geschichte und Sozialkunde, 2009.
ISBN 978-3-85371-290-0, 256
Seiten, Euro 24,90.

Dieser interessante Band vereint mehrere Aufsätze, in denen sich renommierte Wissenschaftler mit der Frage der transnationalen und globalen Perspektive in Amerika beschäftigen. Dabei ist nicht nur die USA gemeint, sondern es geht um das Verhältnis und die Beziehungen der USA mit ihren Nachbarstaaten und -regionen.

Sven Beckert weist in seinem Beitrag darauf hin, dass eine Konzentration auf Nationalgeschichten nicht mehr modern ist, dass transnationale Geschichte "zu einer Mode" geworden ist (S. 9). Dabei verweist er zu Recht auf die engen Schranken, die eine nationalgeschichtliche historische Betrachtung bewirkt. Die Betrachtung von transnationalen Netzwerken und grenzüberschreitenden Institutionen soll mehr Beachtung finden. Ansätze dazu gab es natürlich schon immer, denn zum Beispiel konnte eine Geschichte der Hanse sich nie auf die Betrachtung eines einzelnen Staates beschränken. Aber, wie Beckert betont, ist "globale Geschichtsschreibung immer noch ein im Entstehen begriffenes Projekt" (S. 10). So beschreibt der Autor in seinem Beitrag wie sich dieser Trend in den USA darstellt und zeigt dabei, wie sich das Verständnis der Geschichte der Vereinigten Staaten ändern könnte. Dabei wird deutlich, dass es bereits Veränderungen in der Darstellung des kolonialen Amerika gibt, weil der Interaktion zwischen der europäischen Expansion mit den indigenen Völkern einerseits und den deportierten Afrikanern andererseits mehr Beachtung geschenkt wird. Hingegen wird die Geschichte der USA im 19. Jahrhundert noch immer stark unter einem nationalen Aspekt gesehen.

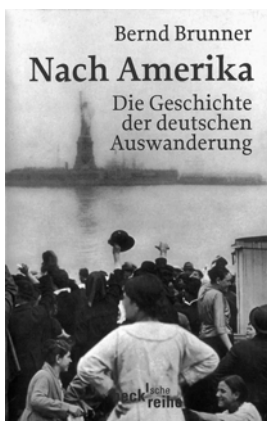


Bemerkenswert ist Beckerts Hinweis auf die Möglichkeit, mit der Geschichtsschreibung über bestimmte Waren (wie Kaffee, Öl oder Kabeljau) transnationale Netzwerke zu erforschen und zu beschreiben. Dabei verweist er vor allem auf die Geschichte der Baumwolle.

Weitere Beiträge befassen sich mit der Entstehung der USA und Kanadas (Fröschl), dem Bürgerkrieg (Gräser), dem US-Zeitalter des Imperialismus von 1865-1914 (Schumacher), dem US-Kriegseintritt in den Ersten Weltkrieg (Jansen), dem Wohlfahrtsstaat (Grandner), der Stellung der USA im Zweiten Weltkrieg und im Kalten Krieg (Schäfer sowie Wilzewski), der Geschichte Kanadas seit 1867 (Lammert), den Mythen der "New Nation" (Puhle) und mit den Beziehungen der USA zu Lateinamerika (Prutsch). Ein Thema soll hier noch extra angesprochen werden: es ist das über Grundrechte und ethnische Pluralität von Birgitta Bader-Zaar. Sie untersucht das Thema für die Zeit vom späten 18. bis zum 20. Jahrhundert für die Vereinigten Staaten und Kanada. Das Thema der Citizenship, das sich mit dem Status des Staatsbürgers, seinen Rechten und Pflichten befasst, muss immer auch vor dem Hintergrund der ethnischen Herkunft einer Gruppe gesehen werden. Waren doch die Grundrechte des Menschen eines der Schlagworte im Kampf für die Unabhängigkeit der USA. Doch gerade diese Grundrechte wurden nicht jedem Menschen auf dem Territorium Nordamerikas zugestanden – man denke nur an die Indianer oder an die Sklaven. Diese beiden Bereiche werden von der Autorin auch untersucht, hinzu kommen Fragen der Geltung von Grundrechten für Staatsfremde, hier am Beispiel asiatischer Migranten sowie das Recht auf die eigene Sprache bei Minderheiten am Beispiel Kanadas. Dabei geht sie auch auf die Problematik im Verhältnis zwischen Bundesrecht und Stammesrecht ein – eine Frage die in der Gegenwart wieder sehr wichtig geworden ist.

Insgesamt bietet der Band eine sehr gute Darstellung, vor allem, weil sich die Autoren nicht allein auf die USA beschränken, sondern auch Kanada in die Untersuchungen mit einbeziehen.

MK



Bernd Brunner
Nach Amerika
Die Geschichte
der deutschen
Auswanderung

Bernd Brunner:
**Nach Amerika. Die
Geschichte der deutschen
Auswanderung.**

München: C.H.Beck, 2009. ISBN 978-3-40659-184-6, 253 Seiten, mit
Abbildungen, Euro 12,95.

Vom 17. Jahrhundert an bis zum Jahr 1914 verließen insgesamt siebzehn Millionen Deutsche ihre Heimat Richtung Amerika. Mit Recht kann man sagen, dass die Deutschen eine große Rolle in der Entwicklung der USA als eigenständige Nation spielten. So waren die Wählerstimmen der Deutschen beispielsweise ein gewichtiger Aspekt bei der ersten Wahl Abraham Lincolns zum Präsidenten der USA 1860.

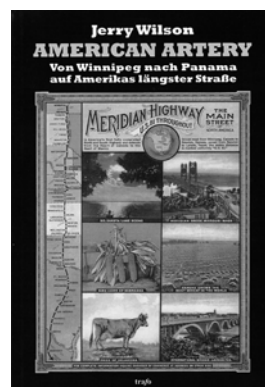
In den Ausführungen Brunners wird deutlich, welche Rolle die Politik in anderen Weltregionen für die Besiedlung Amerikas durch die Deutschen spielte. So verweist er auf die Folgen des Pfälzischen Erbfolgekrieges (1688-1697), in dessen Verlauf die Franzosen die Pfalz besetzten. Hinzu kamen klimatische

Katastrophen. Und so stießen die Werbungen der englischen Regierung auf offene Ohren – knapp fünfzehntausend Pfälzer machten sich auf den Weg nach Amerika.

Brunner beschreibt auch die Umstände, unter denen die Neuansiedlungen stattfanden und er stellt einzelne Personen, die in kurzen Einschüben vorgestellt werden, in den Fokus. So zum Beispiel Jacob Leisler, John Jacob Astor oder Franz Boas. Ganz nebenbei erfährt der Leser auch, woher der Begriff vom armen Pfälzer (poor Palatine) kommt.

Die Ausführungen zum Thema sind recht knapp gehalten und das Buch liest sich in einem Zug, auf ausufernde Erläuterungen verzichtet der Verfasser. Trotzdem behandelt er eine Vielzahl von Themen, wie die ersten Deutschen in Jamestown (1607/1608), die Bezahlung der Überfahrten nach Amerika, Gründe für die Ausreise ebenso wie die Rückreise in die alte Heimat oder Pläne einer deutschen Kolonie in Amerika.

Das thematisch sehr breit gefächerte Buch ist zu empfehlen, bietet es doch auf jeden Fall einen knappen aber übersichtlichen Einblick in ein besonders spannendes Thema. MK



Jerry Wilson:
**American Artery. Von
Winnipeg nach Panama auf
Amerikas längster Straße.**

Berlin: trafo Verlag, 2009.
314 Seiten, Abb., € 22,80;
ISBN 978-3-89626-717-7

Dieses Buch ist weit mehr als ein Reisebericht mit politischem Hintergrund. Es ist ein Fokus vor allem auf die US-amerikanische Gesellschaft vor 15 Jahren. Und die Aussagen des Buches sind auch heute zum Teil noch sehr aktuell und sie beleuchten die Entwicklung in den USA und seinen Nachbarstaaten.

Jerry Wilson hat 1995 eine Reise unternommen, die im Prinzip jeder nachvollziehen kann (Zeit und Geld vorausgesetzt). Aber das Ergebnis dürfte bei jedem Reisenden ein anderes sein. Wilson hat nicht nur touristische Sehenswürdigkeiten besucht. Die gibt es auf der Route zur Genüge. Er hat sich vor allem für die Menschen interessiert, die an dieser Route wohnen und dafür, wie diese Menschen die Gegend in der sie leben verändert haben. Herausgekommen ist die Darstellung der amerikanischen Geschichte entlang des Meridian Highway – eine beeindruckende und äußerst faktenreiche Darstellung, die Aspekte in den Vordergrund rückt, die viele andere Reisende nie sehen werden. Das Buch vermittelt dem Leser ein großes Verständnis für die Mentalität derjenigen Menschen, die an diesem Highway No. 81 leben. Der Pan American Highway (U.S. 81 Throughout oder Meridian Highway) ist die längste Straße in Nordamerika. Sie beginnt in Winnipeg (Kanada) und verläuft durch North und South Dakota, Nebraska, Kansas, Oklahoma, Texas und Mexiko. Von dort geht es weiter durch Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica bis nach Panama. Somit war Jerry Wilson mehr als 5000 Kilometer unterwegs. Die US-Strecke nahm ihren Anfang in einem indianischen Handelsweg, der von einem Delaware-Scout 1861 markiert wurde. 1927 erhielt die Straße die Bezeichnung U.S. 81.

Der Reisebericht von Jerry Wilson kann durchaus auch in der Tradition eines Mark Twain gesehen werden. Wilson be-

obachtet die Menschen und er beurteilt ihre Taten. Nicht immer kommen alle sehr gut dabei weg. Aber der Leser taucht ein in eine faszinierende Welt und erfährt Einzelheiten, die er sonst in keinem Reiseführer erfahren würde. Dass es im Buch nur verhältnismäßig wenige Bilder gibt, ist in diesem Fall kein Nachteil, so wird man beim Lesen der spannenden Geschichte nicht so oft unterbrochen. Warum dieses Buch noch nicht auf diversen Bestsellerlisten steht, weiß nur derjenige, der diese Listen schreibt.

MK



Christian Heeb, Margit Brinke,
Peter Kränzle:

Die USA neu entdecken.

München: Bruckmann Verlag, 2009.
380 Seiten, € 39,90; 450 Farbfotos
ISBN 978-3-7654-5366-3

Die Autoren Dr. Margot Brinke und Dr. Peter Kränzle haben bereits zahlreiche Reisebände und Länderporträts – auch über Nordamerika – herausgegeben. Christian Heeb, der die Bildausstattung beisteuerte, gilt als einer der weltweit erfolgreichsten Reisefotografen. So wundert es uns nicht, hier eine außerordentlich gelungene Arbeit vorliegen zu haben.

Mit dem großformatigen Bild- und Informationsband lädt der Bruckmann Verlag zu einer fantastischen visuellen Reise durch die USA ein. In einem einleitenden Kaleidoskop werden die wichtigsten Bevölkerungsgruppen, Landschaften und Lebensräume der USA kurz vorgestellt und im Überblick gezeigt.

Die über 20 geografisch gegliederten Kapitel des Buches stellen jeweils eine Region der USA vor und verknüpfen Geschichte und Gegenwart ihrer Bewohner, das Leben bedeutender Einzelpersonen der Vergangenheit, zeigen aber auch alltägliche Lebensphilosophie, Hoffnungen und Probleme heutiger Zeitgenossen.

Interessante Texte und beeindruckende Bilder wechseln einander ab und laden ein, sich im Buch festzulesen, ob man nun am Anfang beginnt, das Buch einfach aufschlägt oder zielgerichtet Informationen sucht. Unter der Rubrik "Wissenswertes" finden sich in jedem Kapitel Zusammenfassungen, die vor allem für Touristen bei der Vorbereitung einer USA-Reise hilfreich sein dürften. Sehr nützlich ist in diesem Zusammenhang das abschließende Stichwortregister.

RO



Karl-Heinz Raach, Bernd Wagner,
Heike Wagner:

Kanada.

München: Bruckmann Verlag, 2009.
160 Seiten, € 29,90; ca. 200 Farbfotos
ISBN 978-3-7654-5083-9

Mit seinem ansprechend gestalteten Einband und der geprägten Titelschrift ist den Autoren und dem Verlag ein schon äußerlich ins Auge fallender Bildband gelungen. Im Innenteil

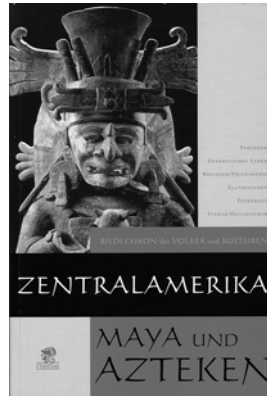
gestaltet der Wechsel groß- und kleinformatiger Farbaufnahmen ein abwechslungsreiches Spektrum, das die Lebenswelt und Geografie des riesigen Landes eindrucksvoll demonstriert.

Nach einem Überblick zu den wichtigsten Bevölkerungsgruppen, die heute in Kanada leben, ihrer historischen Entwicklung und Gegenwart, werden die Landschaften und Regionen von Westen beginnend vorgestellt.

Die Menschen, ihre kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Bindungen, dazwischen immer wieder malerische, mit nur kurzen Kommentaren versehene Landschaftsaufnahmen, fesseln den Betrachter. Es findet sich eine breite, spannende Vielfalt, die von der Westküste über die Rocky Mountains, die weiten Prärien und nördlichen Wälder bis zu den vielseitigen historischen Landschaften Ontarios und Quebecs reicht. Interessante Texte und ausgezeichnete Fotos laden ein, das Buch zur eigenen Freude zu lesen oder an gute Freunde zu verschenken.

Ein Personen- und Stichwortverzeichnis beschließt das Buch.

RO



Antonio Aimi:

Maya und Azteken. Bildlexikon der Völker und Kulturen.

Band 9, Berlin: Parthas Verlag, 2009.
ISBN 978-3-936324-76-1, 384
Seiten, zahlreiche Abbildungen, Euro 24,80

In der Reihe "Bildlexikon der Völker und Kulturen", die ursprünglich im italienischen Verlag Mondadori Electa erschienen ist, stellt der Parthas Verlag die Kulturen der Maya und Azteken auf eine ganz spezielle Art vor. Dabei richtet sich der reichhaltig illustrierte Band vor allem an Interessenten ohne große Vorkenntnisse.

Das Buch ist in der Art eines Lexikons aufgebaut und so kann der Leser bestimmte Stichpunkte nachlesen, die nach Kategorien wie "bedeutende Persönlichkeiten", "Alltagsleben" oder "Götter und Religion" geordnet worden sind. Dabei sind diese einzelnen Stichpunkte aber nicht alphabetisch geordnet, sondern eher willkürlich. Die vorgestellten Themen werden am Anfang eines jeden Kapitels aufgeführt, so dass sich der Leser dort orientieren kann. Die jeweiligen Texte sind sehr knapp gehalten, es geht darum, dem Leser einen kurzen Überblick zu geben. Dafür sind dann die zahlreichen Illustrationen ausführlich erläutert. Bei den meisten Bildern gibt es gleich mehrere Beschreibungen und dabei werden diese erläuternden Texte mittels einer ins Bild hineinragenden Linie deutlich zugeordnet. Insofern eignet sich der Band hervorragend zum Schmökern, ein einfaches Lesen von vorne nach hinten ist möglich, nimmt dem Buch aber seinen Reiz. Hier werden anhand von zahlreichen, gut ausgewählten Bildern, Persönlichkeiten wie Pakal der Große, 8-Hirsch-Jaguarkralle, Cuahtemoc oder Begriffe wie Regenopfer, Teocalli und Eheschließung ebenso vorgestellt wie einzelne Städte: Tula, La Venta, Mitla oder Bonampak.

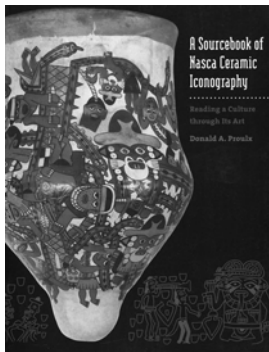
Im Anhang finden sich Karten, eine kleine Liste von Museen, in denen sich auch Objekte der vorgestellten



Kulturen besichtigen lassen, eine chronologische Übersicht und ein Glossar.

Das Buch ist bestens geeignet, denjenigen Lesern, die bisher vor umfangreichen Darstellungen zurückgeschreckt sind, die Kulturen der Maya und Azteken auf eine einfache, aber überzeugende Weise zwar nicht zu erklären, aber näher zu bringen.

MK



Donald A. Proulx:
**A Sourcebook of Nasca
 Ceramic Iconography:
 Reading a culture through its
 art.**

Iowa City: University of Iowa Press,
 2009. 267 Seiten, zahlreiche Ab-
 bildungen, € 37,99.
 ISBN 978-1-587298295
 (in englischer Sprache)

Die gebundene Ausgabe dieser hervorragenden Darstellung der Nasca-Ikonografie erschien bereits 2006, neu ist jetzt die preisgünstigere Paperbackausgabe. Der Autor Donald A. Proulx forscht seit mehr als vierzig Jahren zur Nasca-Kultur und gilt zu Recht als eine der Koryphäen auf diesem Gebiet. Seine Darstellung der Ikonografie dürfte für jeden, der sich für die Nasca-Kultur interessiert, ein wichtige Grundlage sein. Proulx will mit diesem Buch die Formen und Inhalte der wichtigsten Malereien beschreiben und erklären. In der Einleitung korrigiert der Verfasser auch seine eigenen, bereits 1968 publizierten Ansichten, die sich inzwischen durch aktuelle Forschungen revidieren lassen. Dadurch, dass Proulx diese neuen Ergebnisse vorbehaltlos anerkennt gewinnt sein kurzer Überblick über die Entwicklung der Nasca-Kultur nur.

Der Verfasser beschreibt die Keramik als Mittel der Kommunikation und präsentiert dem Leser einen gelungenen Überblick über die wichtigsten Forschungen zur Nasca-Kultur von den Anfängen durch Max Uhle bis heute. Interessant ist, dass er die Chronologie der Nasca-Kultur um 200 BC beginnen lässt – andere Forscher setzen diesen Beginn viel früher an. Proulx beschreibt die 9 Phasen der Nasca-Chronologie und erläutert dann vier Versionen der Interpretation der ikonografischen Darstellungen auf den Keramiken. Unter anderem verweist er darauf, dass der Forschung für die Interpretation der europäischen Renaissance-Kunst die Bibel als schriftliche Quelle zur Verfügung steht, wodurch sich viele Motive in der Renaissance-Malerei deuten lassen. Derartige schriftliche Quellen gibt es für die Nasca-Kultur nicht. Dort ist keine Schrift bekannt, weshalb man auf die Suche nach ständig wiederkehrenden Motiven angewiesen ist, um eine Deutung zu versuchen. Solche Motive in der Nasca-Ikonografie sind der Killerwal und ein anthropomorphes mythisches Wesen. Zudem zeigen archäologische Grabungen Objekte, die auch auf den Keramiken abgebildet sind. Eine Klassifizierung in übernatürliche oder heilige Themen (mythische Wesen) sowie eine Mischung aus heiligen und säkulären Themen (Tiere, Pflanzen, geometrische Muster) zeigt dem Leser die Möglichkeiten der Interpretationen. Das Buch ist sehr umfangreich illustriert, unter anderem ist ein großer Teil mit

Farbabbildungen enthalten. Dadurch ergibt sich die Möglichkeit, die Darstellungen anhand der sehr guten Abbildungen zu verfolgen.

Am Ende der ausführlichen Darstellungen zeigt der Autor, wie anhand der Ikonografie die Kultur der Nasca interpretiert werden kann. Dass es dabei nicht ohne Probleme geht, zeigt die Tatsache, dass es zwar häufig Darstellungen von Menschen mit Netzen und Fischen gibt, jedoch keine Boote. Erst in der Phase 7 der Nasca-Chronologie tauchen Darstellungen von Booten auf.

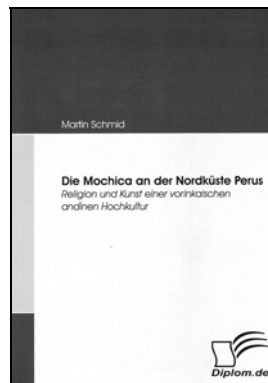
Ein anders Beispiel ist die soziale Organisation. So zeigen die Darstellungen auf den Keramiken keine höherstehenden menschlichen Personen (wie beispielsweise bei den Moche), was auf das Fehlen eines zentralen Herrschers deuten könnte, wie es auch im Ergebnis der jüngsten archäologischen Ausgrabungen interpretiert worden ist.

Auch gibt es zahlreiche Abbildungen von Tieren und Pflanzen, jedoch keine Darstellungen von Arbeitsszenen – so lassen sich dazu keine direkten Schlüsse aus der Ikonografie ziehen. Insofern zeigt diese nur Schnappschüsse des täglichen Lebens.

Deutlich zeigen sich aber in Phase 6 und 7 der Nasca-Chronologie Einflüsse der Moche-Kultur im Norden Perus, die man anhand der Form der Keramiken erkennen kann.

Leider interpretiert Proulx die Darstellung des Borstenwurms immer noch als doppelköpfige Schlange. Aber damit ist er nicht der Einzige in der Riege der Nasca-Forscher. Trotz allem liegt hier ein sehr gutes Buch vor, dessen Lektüre viel zum Verständnis der farbenfrohen aber oft schwer verständlichen Darstellungen auf den Nasca-Keramiken beiträgt.

MK

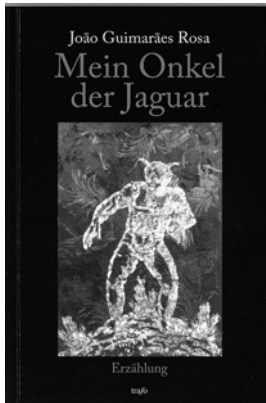


Martin Schmid:
**Die Mochica an der Nord-
 küste Perus. Religion und
 Kunst einer vorinkaischen
 andinen Hochkultur.**

Hamburg: Diplomica Verlag, 2008.
 ISBN 978-3-8366-6806-4, 62 Seiten,
 paperback, Euro 38,00.

Diese kleine Schrift bietet in deutscher Sprache einen Einblick in die Religion und Kunst der Moche-Kultur Perus. Aufgrund des Umfangs der Arbeit ist ein umfassender Überblick natürlich nicht möglich. Der Autor beschränkt sich bewusst auf die Religion, betrachtet dabei vor allem den Raubkatzenkult und die Verwendung von Pflanzen als Rauschmittel. Warum gerade diese beiden Aspekte ausgesucht worden sind, wird nicht ganz deutlich. Die auf Seite 10 aufgestellte Behauptung, dass sich die Ikonographie der Andenzivilisationen im Laufe der Zeit kaum verändert hätte, führt der Autor selbst ad absurdum – sucht er doch vor allem in der Ikonographie der Moche den Schlüssel zum Verständnis ihrer religiösen Vorstellungen. Und die Ikonographie der Moche unterscheidet sich doch deutlich von der vorangegangener Kulturen.

Für Interessenten, die aufgrund von Sprachbarrieren die in englischer und spanischer Sprache verfasste Fachliteratur nicht lesen können, bietet sich hier ein faktenreicher, kurz gehaltener Überblick. Der Verfasser hat die im Anhang verzeichnete Literatur umfassend ausgewertet. Zahlreiche Abbildungen dienen der Erläuterung des Textes. *MK*



João Guimarães Rosa:
Mein Onkel der Jaguar.
Berlin: trafo Verlag, 2009. ISBN 978-3-89626-825-9, 138 Seiten, broschiert, Euro 11,80

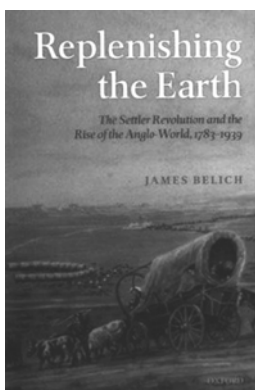
Am 27. Juni 2008 wäre der brasilianische Autor João Guimarães Rosa einhundert Jahre alt geworden. Seit 1964 erschienen in Deutschland die meisten seiner Werke, allerdings geriet er in den letzten Jahren ein wenig in Vergessenheit.

Ligia Chiappini, die am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin den einzigen deutschen Lehrstuhl für Brasilianistik inne hat, organisierte deshalb ein Symposium, um auf diesen Mann aufmerksam zu machen. Im Ergebnis wurde auch die besprochene Erzählung neu herausgegeben.

Die knapp 80 Seiten bieten einem interessierten Leser einen wunderbaren Einblick in die Poesie des brasilianischen Autors. Gleichzeitig lernt der Leser viel über die indianische Bevölkerung Brasiliens, wenn auch nur ein einziger Vertreter im Text zu Wort kommt. Aber im Monolog des Indios kommen die Gefühle und Gedanken eines brasilianischen Indios zum Ausdruck. Ebenso spielt die Mythologie eine wichtige Rolle. So vermittelt der Text beim aufmerksamen Lesen mehr Informationen als ein ethnologisches Lehrbuch.

Wenn auch der Stil des Autors am Anfang gewöhnungsbedürftig sein mag, so sollte man sich hineinlesen, denn nach einer Weile wird man in den Text hineingezogen und kommt nicht mehr los. Es ist keine leichte Literatur, aber sie ist auf ihre Art spannend zu lesen.

Ein Nachwort der Literaturwissenschaftlerin Walnice Nogueira Galvão beschließt den Band. *MK*



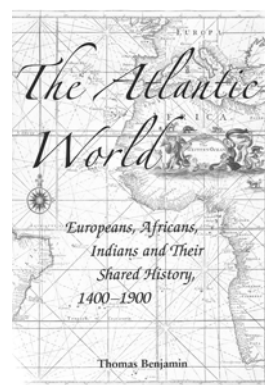
James Belich:
Replenishing the Earth. The Settler Revolution and the Rise of the Anglo-World, 1783-1939.
New York: Oxford University Press, 2009. 592 Seiten, € 29,99. ISBN 978-0199297276 (in englischer Sprache)

James Belich, Professor für Geschichte an der Victoria University in Wellington, Neuseeland, legt mit dem voluminösen Band eine umfassende Untersuchung zur Frage vor, wie es insbesondere im 19. Jahrhundert möglich war, dass große Teile der Welt angelsächsisch geprägt wurden, was nicht zuletzt zur zeitweisen Vorherrschaft Großbritanniens und der USA in der Welt führte.

Er untersucht verschiedene Besiedlungsstrategien europäischer Mächte in neu erschlossenen, jedoch von eingeborenen Völkern bewohnten Gebieten und versucht herauszuarbeiten, wieso sich vor allem die von einer englischsprachigen Bevölkerung geprägten Siedlungsgebiete so erfolgreich entwickelten. Nordamerika wird detailliert untersucht, doch finden auch Australien, Neuseeland, Südafrika und einige andere Gebiete genauere Beachtung.

Belich trägt in fast unglaublicher Fleißarbeit ein gewaltiges statistisches Material zusammen, analysiert Bevölkerungsentwicklungen in zeitlicher und örtlicher Abhängigkeit, fragt nach ökonomischen und finanzpolitischen Entwicklungen und zieht schließlich Schlussfolgerungen. Es war nicht moralische, kulturelle oder rassische Überlegenheit, die den Erfolg begründete. Die "Siedler-Revolution", wie er sie nennt, beruhte einerseits auf einer erfolgreichen Landwirtschaft der Siedler, die ihnen Eigenständigkeit und Unabhängigkeit sicherte, während sie andererseits Zugriff auf alle technischen, ökonomischen und nicht zuletzt militärischen Ressourcen des "Mutterlandes" oder des bereits dicht besiedelten Hinterlandes hatten. Voraussetzungen fanden sich am ausgeprägtesten im englischsprachigen Raum, in dem sich z.B. auch zahlreiche deutsche Auswanderer leicht eingliedern konnten.

Es ist ein sachlich und gut lesbar geschriebenes Buch, dessen umfangreiches, in den Text eingebautes statistisches Material jedoch den Blick auf die zu ziehenden Schlussfolgerungen erschwert. *RO*



Thomas Benjamin:
The Atlantic World. Europeans, Africans, Indians and Their Shared History 1400-1900.

Cambridge: Cambridge University Press, 2009. ISBN (hardback) 978-0-52185-099-5, Euro 79,40. ISBN (paperback) 978-0-52161-649-2, 722 Seiten, mit Abbildungen, Euro 28,50.

Benjamins Buch ist ein Beleg dafür, dass die Geschichtswissenschaft stark globalisiert denkt. So stehen in der gegenwärtigen Forschung nicht mehr die Geschichten einzelner Nationen oder Regionen im Mittelpunkt, sondern es gibt einen verstärkten Bezug auf globale Zusammenhänge. Obwohl Benjamin deutlich macht, dass er in seiner Darstellung (wie mittlerweile alle Historiker) vom Eurozentrismus fort will, sagt er doch ganz deutlich, dass die Europäer die bedeutendsten Akteure in der atlantischen Geschichte gewesen sind. Gleichzeitig gibt Benjamin aber zu bedenken, dass der transatlantische Handel mehr als einen Akteur gehabt hat. Zwar waren die europäischen Händler die

wichtigsten Akteure, aber bei weitem nicht die Einzigen. So gab es Allianzen zwischen afrikanischen Fürsten und Europäern ebenso wie zwischen indianischen Häuptlingen und Europäern.

Benjamins Darstellung gliedert sich in drei Teile: die Ursprünge der atlantischen Welt, Europa im Kontext mit Afrika und Amerika im 17. und 18. Jahrhundert und die neue Ordnung – Frankreich und Großbritannien im Kampf um den Atlantik.

So wird der Atlantik, in Einheit mit Europa, Afrika und Amerika zu einem Schauplatz der Weltgeschichte. Aber obwohl alle drei Kontinente am Atlantik liegen, geht die Entdeckung und Eroberung dieses Ozeans von Europa aus. Dafür, dass der Atlantik von einer Barriere zu einer Handelsstraße wurde, macht Benjamin hauptsächlich ökonomische Gründe geltend. Und er zeigt, warum diese Eroberung nicht von Afrika ausging, obwohl die Möglichkeiten dafür durchaus gegeben waren, denkt man nur an die intensive Nutzung des Indischen Ozeans durch chinesische und arabische Händler.

Benjamin präsentiert einen historischen Diskurs über die von Europa ausgehenden Entdeckungsfahrten und die folgenden Eroberungen in Afrika und Amerika. Anschließend stellt er die Entwicklung in den einzelnen Kolonien vor. Ausführlich geht der Autor auf die Beziehungen der Europäer zu den Bewohnern der kolonisierten Territorien ein, zeigt Gegensätze und auch Beispiele von Allianzen. Insgesamt wird deutlich, dass die transatlantische Geschichte keine europäische Geschichte ist. Der Bedeutung des Sklavenhandels wird mit einem extra Kapitel Rechnung getragen. Die Darstellung gipfelt in den amerikanischen Revolutionen und der Abschaffung der Sklaverei.

Trotz der 666 Seiten Text liest sich das Buch sehr flüssig. Die Texte werden dabei durch Bilder, Karten und Tabellen verständlich illustriert. Außerdem gibt es kurze Auszüge aus zeitgenössischen Quellen. Insofern stellt der Band ein Geschichtenbuch dar, in dem der Leser die Herausbildung der transatlantischen Welt nachlesen kann. Zum weiteren Studium dienen die Literaturangaben jeweils am Ende der einzelnen Kapitel. Ein Glossar, eine umfangreiche Bibliografie und ein Index dienen der intensiveren Beschäftigung mit dem Thema.

MK



Egon Flaig:
Weltgeschichte der Sklaverei.
 beck'sche Reihe 1884, München: C.
 H. Beck, 2009. 233 Seiten, mit Ab-
 bildungen und Karten, ISBN 978-3-
 406-58450-3, Euro 12,95.

Ob diese hochinteressante Darstellung noch in der alten Rechtschreibung verfasst wurde, weil der Autor Inhaber des Lehrstuhls für Alte Geschichte in Rostock ist, lässt sich nicht sagen. Das Buch behandelt ein bedeutendes Thema der

Weltgeschichte, mit dem wir uns in jüngster Zeit auch selbst wieder auseinandersetzen müssen. Und der Autor geht sehr kritisch auf aktuelle Problemstellungen ein. Egon Flaig beschränkt sich nicht darauf, seine Untersuchungen in der stillen Gelehrtenstube durchzuführen – er mischt sich in aktuelle politische Diskussionen ein und bezieht eindeutig Position. Eine Haltung, die nicht sehr viele Historiker zeigen.

Stilistisch sicher und fachlich sehr versiert breitet der Autor die Geschichte der Sklaverei vor dem Leser aus. Der erfährt Details über die Sklaverei der athenischen Demokratie oder über die phönizische Sklaverei, die oft der historischen Aufmerksamkeit entgeht. Natürlich wird auch das antike Rom ausführlich behandelt.

Das war der Schulstoff – dann stellt Flaig die islamische Welt vor – das größte und langlebigste sklavistische System der Weltgeschichte. Das islamische Weltreich basierte auf einer extensiven Nutzung von Sklavenarbeit, ständig mussten neue Sklaven erworben werden. Die muslimische Produktion war viel stärker auf Sklavenarbeit ausgerichtet als die antike Wirtschaft. Erste Zuckerrohrplantagen gab es im Zweistromland bereits im 6. Jahrhundert. Für diese war ein ständiger Zustrom an Sklaven notwendig.

Nebenbei erfährt man die Bedeutung des Namens Hindukusch für das Gebirge, über welches indische Menschen, die von afghanischen Militäreinheiten gefangen wurden, in die Sklaverei nach Turkestan und Usbekistan verkauft wurden. Hindukusch bedeutet Hindu-Tod.

Die Bedeutung Schwarzafrikas als Sklavenreservoir ist bereits für das 7. Jahrhundert nachgewiesen, der Sudan und Ostafrika spielten eine große Rolle für die islamischen Sklavenmärkte.

Flaig berichtet auch über den größten Sklavenaufstand der Weltgeschichte – den Zanj-Aufstand 869-883 im Irak. Nach dem Sieg der Aufständischen wurden die Besiegten zu Sklaven und die siegreichen Sklaven zu Sklavenhaltern!

Der Autor schildert die Situation Schwarzafrikas als ständiges Sklavenjagdgebiet (Lieferzone) seit Jahrhunderten, insofern waren dort natürlich keine staatlichen Entwicklungen möglich wie in Europa, da es zu ständigen Sklavenjagden in allen Gebieten kam. Der Autor spricht von demographischen Entleerungen (S. 147). Insgesamt sind mehr subsaharische Afrikaner in die Kernländer des Islam verschleppt worden als über den Atlantik.

Eine andere Rolle spielte Europa, das zwar im frühen Mittelalter schon als Durchzugsgebiet für Sklaventransporte diente, zum Teil auch als Lieferzone: die Wikinger versklavten die Besiegten, die Ungarneinfälle dienten auch der Sklavenjagd. Durch die politische Stabilisierung im 10. Jh. konnte sich Europa gegen die islamische Invasion stärken und wurde so nicht zu einer Lieferzone wie Afrika.

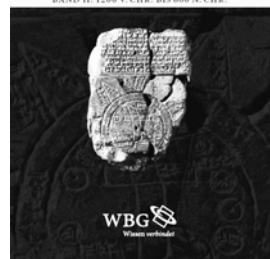
Eine besondere Rolle spielte Amerika. Nicht die Spanier brachten die Sklaverei dorthin, beispielsweise hatten auch die Azteken Sklaven. Die nach Amerika verschifften schwarzen Sklaven wurden nicht von europäischen Sklavenjägern gefangen, sondern von Afrikanern. Diese Afrikaner verkauften die Sklaven in Afrika an die Europäer und bestimmten Preise und Bedingungen!

Amerika gilt als Sonderfall, weil die europäischen Staaten, die in Europa keine Sklaverei ausübten, in Amerika darauf ihre Wirtschaft aufbauten. Der Autor geht auf Debatten zur transatlantischen Sklaverei ein. Und er behauptet, dass der Abolitionismus allein auf die Aktivitäten

protestantischer Minoritäten zurückzuführen sei (S. 200) und negiert jegliches ökonomisches Interesse bei dieser Frage. Aber lässt sich der Amerikanische Bürgerkrieg allein als Krieg zur Befreiung Anderer erklären? Ohne jegliche politische und ökonomische Interessen? Hier besteht noch Diskussionsbedarf, ebenso wie bei der Darstellung der Kolonialmächte Frankreich und Großbritannien: Flaig stellt diese als Befreier Afrikas von der Sklaverei dar: "...schuldete sich dem politischen Willen, zugunsten eines universalen Prinzips zu intervenieren." (S. 211). Das würde heißen, die Kolonisierung der Engländer und Franzosen erfolgte nur, weil man so gut war und die Sklaverei abschaffen wollte. So sind dann die antikolonialen Befreiungskriege gegen die Europäer durch die moslemischen Warlords, die sich ihre wichtigste soziale Institution nicht zerstören lassen wollten, ganz anders zu bewerten als bisher? Laut Flaig hat der Kolonialismus Afrika neue Wege aufgezeigt und die Sklaverei beendet (S. 214). Das ist sicher ein wichtiger Aspekt, aber die Kolonialisierung auf diesen einen Aspekt zu fokussieren ist nicht legitim!

Positiv kann man Flaigs kritische Betrachtungen zur heutigen Zeit werten. So kritisiert er, dass zum Beispiel mit einem Denkmal in Wydah (Benin) nur der nach Amerika verschleppten Sklaven gedacht wird und nicht der zahlenmäßig stärkeren Gruppe, die in die islamische Welt verkauft wurde. Auch begründet Flaig, warum beispielsweise der Sudan nicht Reparationen vom Westen verlangen darf – dann dürfte auch Indien Forderungen an Afghanistan stellen usw. Allerdings werden diese Aspekte nur angerissen und hätten eine umfangreichere Bewertung verdient gehabt.

Wie aktuell die Problematik heute ist, zeigen die Warlords in Afrika, die Kindersklaven in den Krieg schicken. *MK*



WBG Weltgeschichte. Eine globale Geschichte von den Anfängen bis ins 21. Jahrhundert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2009.

Band I. Grundlagen der globalen Welt. Vom Beginn bis 1200 v. Chr. ISBN 978-3-534-20104-4, 496 Seiten.

Band II. Antike Welten und neue Reiche. 1200 v. Chr. bis 600 n. Chr. ISBN 978-3-534-20105-1, 500 Seiten.

Subskriptionspreis Wissenschaftliche Buchgesellschaft: 299,- € (alle 6 Bände nur geschlossen beziehbar), Verlagsausgabe 349,- €.

Diese neu konzipierte Weltgeschichte konzentriert sich auf die globalen Zusammenhänge in der Geschichte der Menschheit und will keine Nationengeschichte darstellen. Bei aller notwendigen Präsentation der historischen Entwicklung anhand chronologischer Abläufe wird in der Dar-

stellung immer wieder deutlich, dass sich die Autoren auf die Gesamtentwicklung beziehen. Diese Sichtweise tut der Geschichte sehr gut und bietet zum Teil sehr interessante Einblicke in die jahrtausendealte Geschichte der Menschheit.

Zwar standen zum Zeitpunkt der Rezension erst zwei Bände, der auf insgesamt 6 Teile konzipierten Weltgeschichte zur Verfügung. Diese aber zeigen deutlich, wie gut man Geschichte präsentieren kann. Dabei wurden die einzelnen Beiträge von ausgewiesenen Experten geschrieben.

Ausgewogen und sehr gelungen ist die Darstellung der Entstehung des Menschen. Der Leser bekommt hier eine schlüssige Darstellung der Menschheitsgeschichte seit ihren Anfängen präsentiert. Vermisst werden jedoch ein Stammbaum zur Entstehung der Menschen (der jedoch im Afrika-Kapitel zu finden ist) sowie eine Karte der Fundorte. Auch der häufige Gebrauch lateinischer Fachbegriffe dürfte einigen Lesern das Textverständnis erschweren. Zielgruppe für diese Weltgeschichte sollten sicher nicht nur Fachkollegen der Autoren sein, denen diese Texte geläufig sind. So mancher Laie muss wohl oder übel ein Wörterbuch zu Rate ziehen, um den Text zu verstehen: nicht jeder weiß auf Anhieb, was ein Megaherbivore ist. Mehrfach weist Gerhard Bosinski auf die Problematik der Charakterisierung anhand von Steinartefakten (Faustkeile) hin und er belegt die Rolle eines viel leichter zu bearbeitenden, aber schwer nachzuweisenden Werkstoffes: das Holz. Vielleicht sollten wir sogar dazu übergehen, Holzzeit statt Steinzeit zu sagen.

In einem weiteren Kapitel wird auf die Problematik der unterschiedlichen morphologischen Erscheinungen des Homo erectus in Afrika, Asien und Europa eingegangen. Hervorragend gelungen ist die Darstellung der Out of Africa-Theorie und ihre Begründung. Ebenso werden die komplexen Prozesse, die letzten Endes zum Übergang vom Wildbeutertum zur Nahrungsproduktion führten verständlich erläutert, wobei neue Theorien zur Rolle der Religion und damit im Zusammenhang stehenden Festen einen interessanten Einblick in die aktuelle Forschung geben. Dabei gibt es auch eine neue Sicht auf Catal Höyük.

Neben den bekannten Hochkulturen in Ägypten, Mesopotamien, Arabien oder Indien werden auch das Neolithikum sowie die Kupfer- und Bronzezeit als Entwicklungsetappe der Menschheit beschrieben, wobei das Konzept der Reihe sehr gut zur Geltung kommt und ein sehr verständlicher Überblick über die historische Entwicklung geboten wird, der sich allerdings nur auf Europa konzentriert.

Afrika (19 Seiten), China (24 Seiten) und das Alte Amerika (30 Seiten) werden gesondert vorgestellt, zusätzlich gibt es auf 13 Seiten einen Überblick über die Entwicklung in der Arktis. Rein chronologisch gesehen hätte die Geschichte Amerikas im zweiten Band fortgeführt werden müssen, aus Gründen des Überblicks und der historischen Veränderungen nach der europäischen Eroberung fasst der Autor Nikolai Grube die gesamte Entwicklung jedoch in einem Beitrag für den ersten Band zusammen, was durchaus Sinn macht und dem Konzept der Weltgeschichte entgegenkommt.

Insgesamt halten sich die Autoren an das Konzept der Reihe, allerdings lässt sich nicht verleugnen, dass die Konzentration der Darstellung (wie immer) auf Europa liegt. Zwar gibt es eine Vielzahl von Vergleichen und Hinweisen in den einzelnen Beiträgen, aber die inhaltlichen Schwer-

punkte liegen zum großen Teil auf Europa. Die Welt wird in Regionen aufgeteilt, deren Geschichte vorgestellt wird – ein Konzept, das man akzeptieren kann, das aber dem hohen Anspruch der Reihe, wie er im Vorwort des ersten Bandes formuliert wird, nicht ganz entspricht. Zudem lassen einige der Beiträge die notwendigen Überblickskarten vermissen – ein Fachmann findet sich in den Beiträgen sehr gut zurecht, aber der Laie, für den diese Weltgeschichte auch interessant ist, benötigt leider Wörterbücher und Atlanten, um alles zu verstehen.

Eine nützliche Neuerung ist der Zugang für einen Download als eBook. Damit ist eine Volltextsuche möglich und es ergeben sich einige Möglichkeiten, diese insgesamt doch gelungene Weltgeschichte intensiv zu nutzen. Die Lektüre ist auf jeden Fall unterhaltsam und aufschlussreich.

MK



Georg Wagner-Kyora, Jens Wilczek, Friedrich Kunke (Hrsg.): **Transkulturelle Geschichts- didaktik. Kompetenzen und Unterrichtskonzepte, Studien zur Weltgeschichte.**

Schwalbach: Wochenschau Verlag, 2008. ISBN 978-3-89974406-4, 142 Seiten, Abbildungen, Euro 9,80.

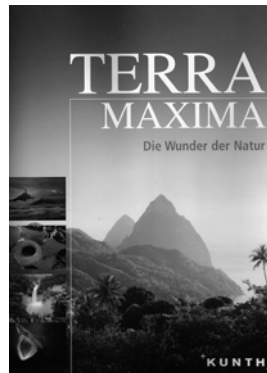
Der Geschichtsunterricht ist nicht unbedingt das Lieblingsfach jedes Schülers. Aber mit neuen Methoden ist es durchaus möglich, auch die weniger interessierten Kinder für ein Fach zu begeistern, das auch Erklärungen für die Gegenwart geben kann.

Die Herausgeber bemerken im Vorwort, dass "auch die Geschichtsdidaktik erkannt (hat), dass das Geschichtsbewusstsein sich nicht auf die Nation beschränkt." Für diejenigen Lehrer, die sich der wissenschaftlichen Neuorientierung nicht verschließen, bietet dieses Buch interessante Ansätze für den Einsatz im Geschichtsunterricht. So geht es zum Beispiel um die Pilgerfahrt nach Mekka. Dabei werden dem Leser nicht nur Fakten geboten, sondern vor allem auch Ideen, wie dieses Thema im Schulunterricht aufgegriffen werden kann.

Sehr interessant ist auch ein Beitrag über die Perserkriege und den Comic "300", eine wie ich finde, gelungene Idee, um den Unterrichtsstoff den Schülern näher zu bringen. Zwei weitere Kapitel behandeln die Beziehungen zwischen Deutschland und seinen afrikanischen Kolonien. Besonders interessant dürfte die Darstellung über Schweizer Verstrickungen in Sklaverei und Skalvenhandel in der Karibik sein. Das letzte Kapitel befasst sich dann mit der Thematik des Terrors.

Insgesamt kann konstatiert werden, dass dieses kleine Buch ein ganz Besonderes und nicht nur für Lehrer interessant ist, sondern auch für jeden, der sich für die historische Entwicklung interessiert.

MK



Terra Maxima. Die Wunder der Natur.

München: Verlag Wolfgang Kunth, 2010. ISBN 978-3-89944-547-3, 560 Seiten, fester Einband mit Schutzumschlag, Euro 39,95.

As diesem gewichtigen Buch hätte man durchaus auch fünf verschiedene Bildbände machen können. Der Kunth-Verlag hat sich entschlossen, auf über 550 Seiten mehr als 1500 Farbfotos zu präsentieren, um damit die Vielfalt und Schönheit der Erde zu präsentieren. Dabei werden eigentlich "nur" die sogenannten Highlights unseres Planeten gezeigt: der längste Fluss, die größten Vögel, die größten Meteorkrater, die höchsten Felswände, die größten Wüsten. Jede Doppelseite zeigt ein Bild, das nur selten nicht die ganze Breite der beiden Seiten einnimmt. Dazu kommen viele kleinere Abbildungen und kurze, erläuternde Texte.

Der schwergewichtige Band ist vor allem ein Bilderbuch, bietet jedoch ebenso inhaltsreiche Texte, die viel Wissen vermitteln. Man kann sich mit dem Buch in eine ruhige Ecke zurückziehen und stundenlang darin blättern, und man wird auch beim wiederholten Blättern immer noch neue Aspekte in den phantastischen Bildern finden, zu denen auch Satellitenaufnahmen gehören, die teilweise beeindruckende Ansichten der gezeigten Regionen bieten. Ein Register am Ende des Buches erlaubt jedoch auch ein gezieltes Suchen nach einem bestimmten geographischen "Highlight". Wer will, kann sich nur die schönsten Bilder zu Amerika oder Afrika herausuchen oder aber sich stundenlang in die Betrachtung von Landschaften auf der gesamten Welt versenken.

Ein fantastischer Bildband, bei dem sich auf jeder einzelnen Seite wunderschöne Ansichten der Erde präsentieren.

MK

Rezensenten:

MK Mario Koch

RO Rudolf Oeser

Preis- und andere Angaben ohne Gewähr.

Neuerscheinung

SIoux INDIAN WATERLOO UND SPÄTE RENAISSANCE



In diesem dritten Buch der SIOUX TRILOGIE erfahren Sie alles über die Geschichte und Kultur der großen Sioux Nation. Insbesondere natürlich über deren Widerstand gegen die brutale Eroberungspolitik der US-Amerikaner, ihre vielen Kämpfe, über ihre siegreichen Schlachten am Rosebud und am Little Big Horn und über ihre bitteren Niederlagen. Und natürlich über die gnadenlose Indianerjagd des US-Militärs, welche ja nach vielen Auseinandersetzungen in der Ermordung der Siouxheroen Crazy Horse und Sitting Bull und im schrecklichen Massaker am Wounded Knee mündete. Dazu noch aktuelle Wohngebiete, Lebensumstände, News und Stammeszahlen und eine Kurzschilderung auch über alle anderen Angehörigen der Siouan-Sprachgruppe.

€ 39,95

Bestellungen:

Amerindian Research

Tel: +49(0) 39924-2174 (abends); E-mail: amerindianresearch@gmx.de

Band 1 : „Dakota - Jäger und Krieger vom Heiligen See“

€ 43,50

Band 2 : „Lakota - Herren des Büffellandes“

€ 34,85 (nur mehr Restexemplare erhältlich!)

Bestellen Sie die gesamte SIOUX TRILOGIE zum Vorteilspreis von € 109,90!

Ametas-Jahrbücher:

Alle vier Ametas-Jahrbücher (1999 bis 2002) sind beim Verlag noch erhältlich. Die Jahrbücher 1999 bis 2001 kosten jeweils 4 € (statt 8,50 €), die letzte Ausgabe (2002) kostet 6 € (statt 8,50 €). Alle Preise zzgl. Porto (Inland): Bis 2 Exple. 85 Cent; bis 5 Exple. 1,40 €; ab 6 Exemplare Versand als Päckchen. Für den Versand ins Ausland gelten andere Posttarife.

Zu Inhalt und Verfügbarkeit aller Ametas-Publikationen (seit 1986) siehe unter www.Voelkerkun.de

Bestellungen an:

Ametas-Verlag
PF 166
22401 Hamburg
Tel. 040-52 764 52
Email: renko@freenet.de



INTERART BUCHHANDLUNG

Markt 17/Königshauspassage
04109 LEIPZIG
Tel.: 0341-9607578

Zum Thema Indianer:
Bücher neu u. antiquarisch,
Postkarten, Originalstücke

Außerdem: Kinderbücher



Alle bisher erschienenen Ausgaben der Zeitschrift sind wieder in begrenzter Stückzahl lieferbar.

AMERINDIAN RESEARCH

WARMETAL-BISONS

Carsten & Rüdiger Kraft - 34396 Niedermeiser



0 56 76 / 86 52
wildbison@arcor.de
www.wildbison.de.vu

Vier Versandlisten im Jahr!

Wir haben antiquarische Bücher aus folgenden Bereichen in unserem Angebot:

Indianer, Americana, Abenteuer, Karl May, Länder-Völker-Reisen, Americana-/Indianer-Neubücher, Braunschweighbücher, Kinder- und Bilderbücher und vieles andere.

Außer Büchern suchen wir Indianerfiguren, (Elastolin, Lineol u.a.) sowie Karl-May- und Winnetou-Büsten.

ALGONKIN-ANTIQUARIAT

Horst Henneberg
Sonnenstraße 9 B
38100 Braunschweig
Tel. und Fax: (0531)791471
info@algonkin-antiquariat.de
www.algonkin-antiquariat.de



Geschäftszeiten
Mo.-Fr. 10-18 h
Sonnabend 10-14 h

Die nächste Ausgabe von Amerindian Research wird bereits im Juli 2010 erscheinen. Aufgrund der Ausstellung "Teotihuacán - Mexikos geheimnisvolle Pyramidenstadt", die ab 1. Juli 2010 im Martin-Gropius-Bau in Berlin zu sehen sein wird, haben wir uns für einen früheren Erscheinungstermin entschieden. So wird das nächste Heft schwerpunktmäßig Beiträge zur Teotihuacán-Kultur enthalten. Außerdem lesen Sie Kurzbeiträge, Informationen und Rezensionen.





CHOQUEQUIRAO:

Unterwegs zur versteckten heiligen Schwester von Machu Picchu

Bitte lesen Sie die Beiträge ab S. 105.

